

# Stern der Neger



## katholische Missions-Zeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Organ des Marien-Vereins für Afrika.

Der Heilige Vater Papsi Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K — 2 Mk. — 3 Franken.

## Inhalt:

Port Sudan (Schluß) 241. — Einige Tierfabeln der Schillukneger (Fortsetzung) 242. — Aus dem Missionsleben: Ein Krankenbesuch 249. — Der Tod eines Negerkönigs 253. — Ein nächtlicher Besuch 255. — Gedankenplitter 256. — Unterhaltendes: Doppelte Ketten (Fortsetzung) 257. — Verschiedenes: Wahl des Generalobern 261. — Marienverein für Afrika 261. — Schluß vor einem Fahrrad 262. — Die Kap-Kairo-Bahn 262. — Ein tüchtiger Raucher 262. — Heiteres 263. — Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften 263.

**Abbildungen:** Totalansicht von Port Sudan. — Knabenschule in Port Sudan. — Schluß vor einem Fahrrad. — Schilluk-Krieger. — Der Schuhhaken. — Sudanesishe Frauen.

Dem Memento der hochw. Missionäre und dem Gebete aller Leser werden die folgenden Verstorbenen empfohlen: Herr **Georg Haizmann** (Vofer). — Frau **Barbara Waldner** (Grins), Mutter des vor kurzem verstorbenen Scholastikers Alois Waldner; sie war auch eine eifrige Fördererin unserer Missionsfache. — Se. Gnaden Monsignore **Sebastian Glasz**, Dekan (Meran).

„Herr, gib ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihnen!“

**Gebetserhörungen und -Empfehlungen liefen ein aus:** Brigen — Dolberg — Friedel — Malching — Neuttschein — Odrau — Wien — Wandans.

**Dem heiligsten Herzen Jesu, dem reinsten Herzen Mariä, dem heiligen Josef und den armen Seelen sei ewiger Dank gesagt** für Erlangung der Gesundheit — für glücklich überstandene Gefahr — für Erhörnung in einem wichtigen Anliegen — für die Besserung einer Kranken.

**Man bittet ums Gebet:** in einem besonders schweren Anliegen — um Abwendung eines Hauskreuzes — um brave Diensthöten — in Berufsangelegenheiten — in Finanzangelegenheiten — in vielen anderen Anliegen. — Im Falle der Erhörnung haben mehrere Veröffentlichung versprochen.

## Abonnements-Erneuerungen.

Vom 10. September bis 15. Oktober 1909 haben folgende Nummern ihr Abonnement erneuert: 361 978 1249 1428 1551 1669 1693 1707 2041 2114 2749 3600 3722 5330 5435 6071 6465.

## Briefkasten der Redaktion.

**Postscheds** (Erlagscheine) wurden an alle P. T. Abonnenten des „Stern“ in Oesterreich gesandt, auch an jene, die den Abonnementsbetrag für das nächste Jahr schon eingezahlt haben, da sie ja zur Einzahlung von Spenden auch benützt werden können. Wir haben dieselben diesmal schon beigelegt, weil mehrere darum ersucht haben.

**P. C. in A.** Seit zwei Monaten ausständig, hoffentlich schon wieder etwas unterwegs. Von einer

zweiten Brücke von Halsaia nach Costi könnten Sie mal was berichten. — Das nächste Mal bringt Entscheidung.

**An alle Missionsfreunde** ergeht wieder der Ruf, eifrig für den „Stern“ zu werben und unserer Sache treu zu bleiben.

Redaktionschluß 15. Oktober.

## Gaben-Verzeichnis vom 10. September bis 15. Oktober 1909.

### In Kronen.

Badgastein Dr. L. v. B. 25.—; Brigen M. B. 2; Dolberg F. St. 40.—; Feistritz M. D. 10.—; Fulnek W. d. E. 37.—; Gars Koop. A. G. 2.—; Graz J. W. 3.—; Grein A. Sch. 2.—; Hall Legat B. S. 90.—; Hittisau G. F. 1.—; Lana F. D. 10; München T. S. 5.31; Rofleiten M. E. 5.—; Teising B. V. 1.63; W. d. E. 20.12; Ugenaich W. d. E. 35.04; Wandans B. Sch. 1.—.

**Zur Verschönerung von heiligen Messen sandten ein:** Ehrweiler C. F. 5.85; Ebensee M. B. 12.—; Eggenburg d. Schulschw. 14.—; Feistritz M. D. 10.—; Gars Koop. A. G. 14.—; Grein A. Sch. 6.—; Heubach A. A. 6.—; Laibach

d. Br. A. P. 90.—; Rosenheim Ph. R. 1000.—; Salzburg F. Sp. 5.—; St. Valentin A. M. 10.—; Siegburg R. M. 11.75; Sarntheim M. G. 3.—; Teising Ben. B. 481.33; Wandans A. und B. Sch. 3.—.

**Für die Mission:** Heubach F. A. 34.—; Kalksburg Sammlung i. d. Pf. 60.—; Lasberg A. G. 2.—; Sammelstelle d. L. 45.—.

**Für Msgr. Geyer:** Schwandenstadt Def. J. 100.—.

\* \* \*

„O Herr, verleihe allen unsern Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“



# Stern der Neger.

## Katholische Missionszeitschrift

der 'Söhne des heiligsten Herzens Jesu.'  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der 'Söhne des hl. Herzens Jesu' und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der Stern der Neger erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben. Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K 2 Mk. 3 Fr. Der heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den apostolischen Segen erteilt!

für die Wohltäter werden wöchentlich 2 hl. Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest u. Wera.

Heft 11.

November 1909.

XII. Jahrg.

## Port Sudan.

(Schluß.)

Bericht des hochw. P. Job. Benkel F. S. C.

Gerade dem Garten gegenüber liegt unsere Missionsstation (siehe Bild S. 246) in ziemlich schöner Lage und besteht aus einem Kirchlein, allerdings fast jeden Schmuckes bar und natürlich nur ein Holzbau. Ich will hier gleich erwähnen, daß wir mit der Zeit ein Kirchlein aus Stein bauen müssen. Wann der Zeitpunkt kommen wird, kann ich vorläufig selbst nicht bestimmt angeben aus dem einfachen Grund, weil noch kein Geld dazu vorhanden ist. Hoffentlich findet sich die eine oder andere barmherzige Seele, die mich nicht im Stich läßt; ich möchte nämlich anfangen zu sammeln für eine neue Kirche, was schon höchste Zeit ist. Erst vor ein paar Tagen vollendeten die Griechen (Schismatiker) den Rohbau ihrer neuen Kirche; für die hiesigen Verhältnisse ein herrliches Gebäude. Könnten wir sie zum mindesten nachahmen!

In das Kirchlein schließen sich einige Zimmer an, die uns als Wohnung dienen

und jetzt bei dieser Hitze fast unbewohnbar sind; die Zimmer sind sehr niedrig und mit Wellblech gedeckt, das natürlich von früh bis abends glühend heiß ist; zudem ist auch die Lage etwas ungünstig, so daß keine Luft dazu kann. Des Nachts beginnt dann die Rattenplage; fast katzen große Ungeheuer führen da einen Spektakel auf, daß man meint, alle bösen Geister kämen und führen Krieg. Sie laufen von einem Zimmer zum andern, heißen sich Löcher durch die Bretter und schließlich fallen sie einem noch auf das Bett, so daß man in lauter Verzweiflung ihnen alles auf den Kopf wirft, was gerade zu haben ist, und dabei das ganze Haus in Aufruhr bringt.

Dann haben wir noch drei Zimmer für die Schule, eines für Magazin und Küche. Die Schule ist eine unserer wichtigsten Aufgaben, wo wir die Jugend erziehen und ihr auch Sprachen einrichten müssen. Da schaut es oft ganz miserabel aus. Es kommen da

manchmal Knaben mit 8 bis 12 Jahren, die kaum das Kreuzzeichen machen können, geschweige von einem Vaterunser oder Ave Maria etwas wissen, und so kenne ich auch mehrere Erwachsene, die kein Gebet können. Wo liegt da die Schuld anders als in der Familie? Ich glaube, keine Lüge zu sagen, wenn ich behaupte, daß in keiner Familie je gebetet wird im Beisein aller Familienglieder wie bei uns. Mir sagten wohl manche Mütter, daß sie vor dem Schlafengehen beten; aber wo auch Kinder beten, ist mir nur eine einzige Familie bekannt. Es herrscht eine Gleichgültigkeit in bezug auf Religion, wie man es sich nicht vorstellen kann. Die Kinder wachsen auf, ohne je ein Wort von Gott, von der allerheiligsten Jungfrau, vom heiligen Schutzengel zu hören; dafür bekommen sie ganz andere Sachen zu hören. Wie oft wird da nicht geflucht und gelästert gegen Gott, die Kirche und Priester in Gegenwart der Kinder!

Großen Einfluß können wir da nicht ausüben in den wenigen Stunden, die wir sie haben, eben weil sie zu Hause das Gegenteil von dem hören, was wir ihnen sagen, und dann haben wir sie nur kurze Zeit, da sie mit der Familie wieder anderswohin gehen, wo Arbeit ist. Da kommen sie oft in Regierungsschulen, wo sie dann von Religion überhaupt nichts mehr zu hören bekommen. Sie leben meistens im Ausland unter Ungläubigen; es ist da fast kein Wunder, daß nicht mehr viel hängen bleibt. So ist es mit den Familien; es gibt deren ja einige gute,

die auch an hohen Festtagen zur Kirche kommen; mit der Zeit würde man auch mehr erzielen können. Man lernt sie und ihre Anschauungen besser kennen, sie selbst gewinnen dann mehr Vertrauen zum Priester, kommen dann auch eher zur Kirche und zu den Sakramenten. Aber bis es zu diesem Zeitpunkt kommt, sind sie gewöhnlich nicht mehr hier. Sie führen eine Art Wanderleben; wo Arbeit ist, wird hingezogen; ist sie fertig, geht es weiter, um sich dort das Brot zu verdienen. Diesen Einfluß im Verkehr mit uns habe ich heuer an zwei Familien bemerkt, die schon etwas länger hier waren; während in den vergangenen Jahren bloß ihre Kinder, die bei uns in der Schule sind, ihre Osterpflicht erfüllten, kamen sie dieses Jahr alle zu den Sakramenten; leider ziehen sie jetzt auch aus Arbeitsmangel weg. Außer den Italienern sind noch einige Syrier hier; diese Orientalen sind auch sehr unzuverlässig. Unsere besten Katholiken sind bei 15 Indier, die regelmäßig ihre Sonntagspflichten erfüllen, und leider nur ein katholischer Engländer. Mit den Eingeborenen, fanatischen Muselmännern, ist hier wenig zu machen.

Im großen und ganzen kann man mit den Früchten zufrieden sein, die wir bisher erzielt haben, besonders, wenn man die Schwierigkeiten in Erwägung zieht, mit denen man arbeiten muß. Ich hoffe, daß es mit der Zeit immer besser wird, und Gott der Herr sagte ja: „Ohne mich könnt ihr nichts tun; wer in mir bleibt und ich in ihm, der wird viele Frucht bringen.“ (Joh. 15, 5.)

## Einige Tierfabeln der Schillukneger.

Gesammelt von Hochw. P. Wilhelm Banholzer F. S. C.

(Fortsetzung.)

### 5. Der König der Tiere.

Die Schillukneger verehren einen Heros mit Namen Nyfang. Dieser Heros hat den Regen und den Donner in seiner Hand. All-

jährlich finden zu seiner Ehre große Tänze statt, die den Regen herabfließen oder das Zuviel davon aufhalten sollen.

Der Regenheros der Denkaneger heißt

Deng, Deng und Nyfang sollen Geschwisterkinder gewesen sein. Obgleich hochverehrt und hoch oben, hat der Deng doch seine menschlichen Schwächen und beobachtet mißtrauisch Mensch und Tier, damit ihm keines gleichkomme oder gar ihn entthronen.

Die Tiere wollten sich einen neuen König wählen, und zwar einen auf Erden. Den Deng waren sie satt. Ein Teil war für den Elefanten, ein anderer hielt zum Löwen. Die Vögel wählten den owango (Flamingo), einen würdigen, langbeinigen Vogel mit gelb-rottem Schnabel.

a) Der Elefant wollte bei seinen Anhängern Stimmung machen, indem er sich rühmte, ein großes Feld unter Wasser setzen zu können, gerade so wie ein starker Regen. — Er ging daran, in seinem Rüssel Wasser aus den umliegenden Sümpfen zu holen und die Felder zu begießen. Aber eine große Hitze kam und der Elefant konnte ihr nicht Schritt halten. Da ließ Deng einen Regen niedergehen — und alles stand unter Wasser. Die Tiere mußten zu den erhöhten Stellen im Lande Zuflucht nehmen, um im Trockenen sein zu können. Auch der Elefant kam und gab kleinlaut zu, daß Deng halt doch stärker sei als er.

b) Auch der Löwe strengte sich an, bei seinen Anhängern in großer Achtung zu stehen. Er behauptete, die stärkste Stimme zu haben und wenn er brüllte, dann höre man es über das ganze Land hin und seine Schwiegermutter an der Landesgrenze wisse, daß sie ihm das Nachteffen zu bereiten habe. Gesagt, getan; er brüllte, was er konnte, und machte sich mit seinen Freunden auf ins Dorf der Schwiegermutter. Da war kein Essen zubereitet; nicht einmal ein Feuer brannte auf dem Herd. Große Verlegenheit! Die Freunde sahen einander schelmisch an und schielten nach ihrem Kandidaten.

Auf einmal donnert es in den Wolken — ein Rollen auf das andere, so daß die Tiere

des Landes erzitterten. Der Löwe gab kleinmütig zu, daß der Deng oben stärker sei als er.

c) Die Vögel waren für den owango (Flamingo), weil er einen Zauberstab unter den Flügeln mit sich herumtrage und damit Blitz und Regen dem Himmel entlocken könne. Das wurde dem Deng vom Frosche hinterbracht, worauf er einen Regen in Bächen über die Erde niedergehen ließ, der dem owango seinen Zauberstab unter den Flügeln fort-schwemmte. So war auch dieser gefährliche Konkurrent bloßgestellt.

d) Nun erteilte der Deng allen Tieren der Erde eine gewaltige Lektion für ihren Abfall von ihm: er ließ eine Flut über die Erde kommen und alles Land stand tief unter Wasser. Nur den Frosch hieß er, ein kleines Hüttlein auf leichtem Floß zu erbauen, damit er allein sich rette. Allem Leben ging's an den Kragen. Schon waren die einzelnen Tierarten auf wenige zusammengeschrumpft. Diese warfen sich auf die Knie vor dem Deng und baten um Verzeihung für ihre Sünde. Da ließ der Regen nach und die Reuigen retteten sich.

Wer hätte das gedacht, bei den Negern eine kleine Sintflut mit der nötigen Arche für den Frosch zu finden?

## 6. Der Streit der Wasservögel. (Erste Lesart.)

Die Tatsache, daß die einzelnen Vogelarten ihr eigenes Leben führen und ihr eigenes Jagdgebiet haben, läßt den Schilluk vermuten, daß dieselben einmal eins gewesen sein müßten und bloß durch Streit — auseinandergegangen seien. Aus Erfahrung wissen die Neger, daß Teilung und Trennung im Leben eine Folge von Streit und gekränktem Ehrgeiz sind. Die Vielheit der Dörfer bei ihnen hat ihren Grund in Hader und Streit, die ein weiteres Zusammenleben gefährlich oder unmöglich machen.

Darum muß es bei den Vögeln auch so sein; so schließt der Schilluk.

Die Wasservögel stritten unter sich über ihre Fisch- und Jagdrechte. Niemand vermochte den Streit zu schlichten und die Sache kam vor den Deng.

Den Anlaß zum Streite hatte ein Pelikan gegeben, der mit seinem Stocke, den er unter den Flügeln verborgen hielt, einen okwom (Schneckenvogel) rücklings geschlagen hatte — mitten im Fischen.

Deng redete den Pelikan scharf an; der leugnete: es seien ja alle Vertreter der Wasservogelwelt zugegen gewesen und doch habe keiner etwas gesehen und könne als Zeuge für den Schneckenvogel auftreten. Die Familie der okwom blieb aber bei der Anklage; alle Vögel wußten genau, daß die Pelikane schon lange auf die okwom schlecht zu sprechen seien, weil sie die letzten seien, die aus dem Wasser steigen nach einer allgemeinen Fischjagd. Der Meid der Pelikane ob dieser Kleinigkeit sei allgemein bekannt.

Der Deng redete noch einmal scharf auf den schuldigen Pelikan ein als einer, der in die Hälse und Eingeweide der Vögel hineinsieht, worauf ein Geständnis der Tat erfolgte. Der Streit wurde nun dahin geschlichtet, daß von nun an die verschiedenen Vogelarten ihre eigenen Fischrechte hätten und nicht mehr in Gemeinschaft fischen sollten.

Dem Pelikan und dem alaabo (Schlangenvogel) ward der Nil zugesprochen, der okwom durfte in den Sümpfen Schnecken fressen und fischen, der Flamingo wollte sich überhaupt nicht mehr mit dem übrigen Vogelgesindel abgeben und verlangte ganz einsame Wasserwiesen als Aufenthaltort, der Marabut mit seinem Kahlkopf hatte das Vorrecht auf den abgebrannten Grassflächen, der ulid (ein Geier) hat um einen krummen Schnabel, damit er sich aufs Stehlen verlegen könne; er kommt nur mehr selten zum Fluß.

Die einzelnen Familien trennten sich und leben seither ihr eigenes Leben und es ist nicht mehr zu Streitigkeiten gekommen.

7. (Zweite Lesart.) Alle Vögel waren einst Wasservögel und lebten und fischten in Eintracht zusammen auf dem Nil. Da kam ein böser Fischtag. Der Schlangenvogel und der Pelikan waren im Nil zurückgeblieben nach einer gemeinsamen Jagd. Alle anderen Vögel standen schweigend draußen, ihre Beute verdauend. Das ärgerte den Schneckenvogel und er schrie und lärmte, so daß der Pelikan den Schlangenvogel fragte: „Was schreit denn der Schneckenvogel so ärgerlich?“ — „Ach, der schimpft, weil wir noch im Wasser sind,“ flüsterte der Schlangenvogel, unverrückt aufs Wasser sehend, „er möchte, daß wir herauskommen.“ — „So, so macht's der; dem werden wir zeigen, daß wir unsere eigenen Herren sind,“ eiferte der Pelikan und schnitt sich einen Stock für den nächsten Fischtag, der am anderen Tag war, ab. Die Vögel bildeten große Kreise, die, um die Fische in die Enge zu treiben, immer enger und enger wurden. Der Pelikan hatte seinen Platz neben dem Schneckenvogel gewählt. Da auf einmal, mitten in der Hitze des Fischens, zieht der Pelikan seinen Stock hervor und versetzt dem Schneckenvogel einen Hieb auf den Hals, so daß er bewußtlos eine Weile taumelte und dann versank. „Verbrechen — Totschlag — Mord!“ schrie die nächste Umgebung, auseinanderfahrend. — „Wer ist tot? — Was ist passiert?“ fragten die Fernstehenden, den Auflauf sehend.

„Niemand ist tot — es ist gar nichts geschehen!“ gaben die Freunde des Pelikan stoisch vor, als ob sie gar nichts wüßten.

„Wie ist das möglich, jemand am hellen Tage zu töten im Kreise von Freunden und Brüdern?“

Die Partei des Schneckenvogels ließ sich nicht täuschen und verklagte den Pelikan beim Deng wegen verbrecherischen Überfalls. Der wandte sich, seiner Sache sicher, zum Pelikan: „So, du bist der Mörder?“ — „Wie? Was? Ich? Weiß ich nicht!“ leugnete der Pelikan. — „Aber ich habe dich ja beobachtet, droben

von den Wolken aus, wie du deinen Stock gezogen und dem Schneckenvogel neben dir eins auf den Hals versetzt hast. Leugne nicht!“ Das Vogelvolk ringsum stimmte dem Deng zu, niemand hatte den Mut, sich für den Pelikan ins Zeug zu legen, und er gestand seine Tat, bat aber um Gnade, weil er in großer Aufregung gehandelt habe, denn der Schneckenvogel habe seit Tagen immer nach ihm gesehen, geschimpft und geschrien, weil er sich erlaubt habe, nach dem Fischfang noch ein wenig im Nil zu verweilen.

Deng hielt den Pelikanen eine ernste Strafpredigt und drohte, sie von der Gemeinschaft der übrigen Vögel auszuschließen. Da entstand ein allgemeiner Tumult, die Vogelfamilien gingen auseinander: „Was sollen wir weiter zusammensein, wenn man am hellen Tag seines Lebens nicht mehr sicher ist?“

Der Schlangenvogel erklärte, er beschränke sich darauf, aus dem Nil Fischlein zu holen.

Die Pelikane spielten die Beleidigten und zogen schweigend ab. Als die Stärkeren besetzten sie die Nilufer.

Der Schneckenvogel sagte: „Ich wähle mir die Sümpfe und begnüge mich mit Schnecken und Würmern.“

Der Geier sagte: „Ich biege mir meinen Schnabel und stehle, wo ich kann.“

Der Marabut besetzte die abgebrannten Flächen.

Die Gule schimpfte und sagte, sie wolle keinen Vogel bei Tage mehr sehen und ziehe sich ins Dunkle zurück.

## 8. Der Hase und die Hyäne.

a) Ein Hase saß am Nil, um junge Okof (kleine Fische mit scharfen Stacheln) zu braten. Der Rauch stieg auf und zog eine Hyäne aus ihrem Versteck. Sie setzte sich zum Hasen und sagte: „Wart', Bürschchen, diesmal will ich dich aber fassen; du sollst mir nicht mehr davonkommen.“ — „Gut,“ entgegnete der Hase, „wenn's dir so gefällig ist; aber warte doch

noch ein bißchen, bis meine Fische gebraten sind; du ißt zuerst die Fische auf und nachher mich selbst.“ Das ließ sich hören. Die Hyäne holte sich einen Fisch aus dem Feuer; der war gut. „Aber, Freund, wo kriegst du aber auch die Fischlein alle her?“ fragte sie. — „Das mache ich so: Ich stürze mich einfach ins Wasser und die Fischlein kommen neugierig an mich heran und ich nehme sie bei den Ohren.“ — Der Hase verriet ihr nicht, daß er ein kleines Flößchen aus korkartigem Holze benütze, in dem die stacheligen Fischlein stecken blieben.

„Das will ich auch probieren,“ meinte die Hyäne und warf sich mit aller Macht in den Fluß. Die Okof kamen und bohrten sich in ihre Seiten und sie lief heulend aus dem Wasser — der Hase war auf und davon.

b) Ein anderes Mal überraschte die Hyäne den Hasen, während er rote Beeren verspeiste. „So,“ meinte sie, „diesmal hab' ich dich im Walde, da sollst du mir nicht entkommen.“ — „Ich bin ganz dein,“ entgegnete untertänig der Hase, „nur habe keine Eile, sondern iß zuerst mit mir Beeren und laß dir sagen, wie ich sie bekommen, dann kannst du mich noch lange auffressen.“

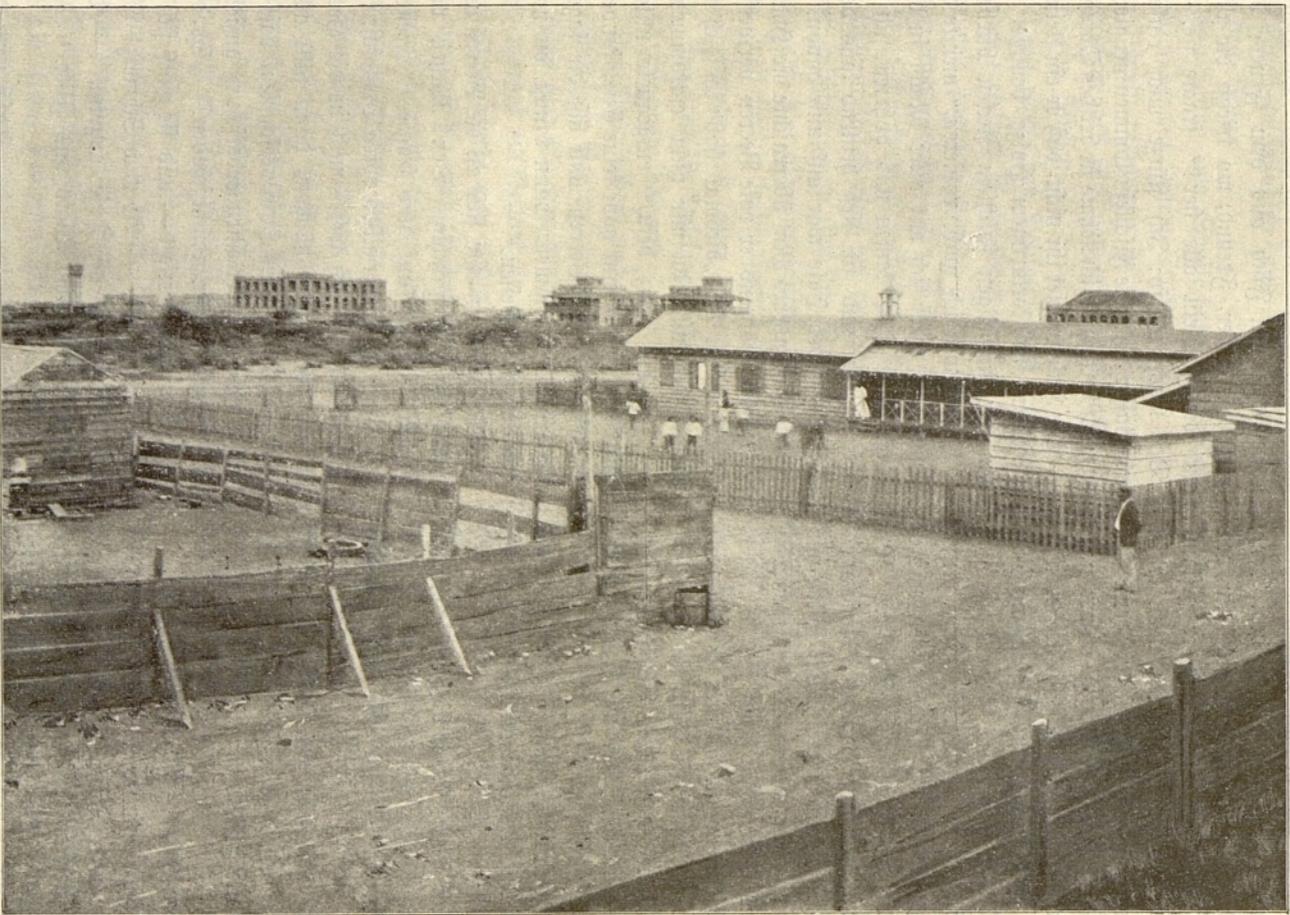
Die Hyäne machte sich an die Beeren und wurde ganz gesprächig. Den Rachen voll Beeren, sah sie auf und fragte: „Freund, woher hast du wieder all die roten Dingerchen?“ „Höchst einfach. Ich werfe mich in die Hecke, an der die Beeren hängen, dann fällt alles dicht gesät.“ — Der Hase verschwieg, daß er sich zu diesem Sport einen Lederschurz anziehe, damit ihm die Dornen nicht schaden. — „So, das bring' ich auch fertig“ — und sie warf sich in die dornige Hecke. — Aber, o Schmerz! Das hatte ihr wieder der Hase angetan — der war schon fort über Wald und Fluß.

## 9. Die Nileidechse — der Hase und die Hyäne.

Erklärung. Die Nileidechse steigt gerne auf die Bäume am Nil; kommt eine Gefahr,

fo läßt sie sich herunterfallen und wird oft eine Beute der Schiffsratten, die sie gerne essen.

fragte die Nyäne: „es wäre doch besser, du stiegst auf den Baum und schließest droben!“



Teilansicht von Port Sudan. (Nach einer Photographie von P. Kohner F. S. C.)

Rechts die katholische Mission. Das Türmchen zeigt die Kapelle an. Einige Schüler spielen im Hof vor der Mission. Links hinten liegt das Regierungsgebäude, ein stattlicher Steinbau.

Die Nyäne fand eine Milchbedje am Fuß eines Baumes liegend. „Was schläft du aber nur auf dieser schwarzen Erde hier, alter Fremde?“

Die Milchbedje hielt dem entgegen, daß sie nicht auf den Baum hinaufkomme. Darauf ging die Nyäne weg, mit dem Plane, nachs

tieber zu kommen und die Milchbedie auf-  
zutreffen.

gehabt zu haben?“ „Ja — die Hyäne war  
da und sie will mich diesen Abend besuchen.“



Knabenschule in Port Sudan. (Nach einer Photographie von P. Rohnen F. S. C.)

Das Gebäude ist ein Holzbau, mit Wellblech gedeckt. Die Schüler gehören verschiedenen Nationen an. Rechts hinten steht der Obere der Mission, P. Henkel.

Dieses Gespräch hat der Kate mitangehört.  
Er schlich sich an die Schwelche heran und  
flüfferte ihr die Frage zu: „Schwein! Heuch!

„Sei gefchert! Sie will dich auffressent!“  
„Warte! Ich nehme dir deine Schwuppen ab  
und lege sie an den Fuß des Baumes, die

mag sie verzehren. Du steigst auf den Baum!“ Die Hyäne stellte sich zum Besuche ein und fraß blindlings die Schuppen zusammen. Als sie fertig war, murrte die Hyäne enttäuscht: „Das soll das Fleisch der famosen Nileidechse sein — elendes Fressen, das!“ „O nein,“ unterbrach sie da die Eidechse auf dem Baum: „Ich bin da, mit Fleisch und Knochen.“ — Um eine Erfahrung reicher, lief die Hyäne davon.

### 10. Der Hase und der Elefant.

Erklärung. Die Bari-Neger schröpfen und trinken zur Hungerszeit das Blut ihres Viehes. Was Wunder, wenn der Hase aus den Pfoten des Elefanten sich einen Braten macht!

Der Hase begegnete einem Elefanten, der einen großen Dorn im Hinterfuß hatte und stark hinkte. „Was hast du, alter Freund?“ redete ihn der Hase an. Hast wohl eine abgebrochene Speerspitze im Fuß?“ „Nein, einen Dorn und ich bin gerade auf dem Wege nach einem Doktor.“ „O wenn es bloß das ist, da kann ich dir helfen,“ sagte der Hase; „komm nur mit zum nächsten Platz, wo Kürbisse\*) wachsen.“ Sie gingen zusammen und kamen an einen Ort, wo viele trockene Kürbisse herumlagen. Der Hase hieß da den Elefanten sich niederlegen und bat ihn, ja nicht rückwärts zu sehen, weil sonst die Kur nicht gelänge.

Der wunde Fuß wurde auf Kürbisse gebettet, der Hase holte sich Feuer von einem brennenden Felde und bald rücherte das trockene Kürbiszmark.

Der Elefant war inzwischen müde geworden und wollte rückwärts sehen, ob die Kur bald fertig sei. „Um Gottes Willen,“ fuhr da der gestörte Hase auf, „tu ja nicht umschauen, sonst ist meine ganze Mühe umsonst. Hab' ein wenig Geduld und du bist bald heil.“ Der Elefant legte sich wieder zurück; —

\*) Das Mark der Kürbisse wird in Ermangelung von Holz als Brennmaterial — allerdings von geringem Werte — gebraucht.

das Feuer glühte — so eine Weile. Dann zuckte er und wollte den Fuß anziehen. Aber wieder beschwichtigte ihn der Hase. Inzwischen waren die Pfoten des Riesen — die bekanntlich sehr dick und wenig Gefühl haben — fertig gebraten und der Hase schnitt sich Stücke heraus mit einer Schnecken-\*) Wie der Braten vorzüglich schmeckte und der Elefant so geduldig ausharrte, fortwährend durch Versprechungen eines nahen Endes der Kur niedergehalten! Endlich war der Hase satt; er entfernte sich ein Stück, weil ihm die Augen vom Rauch so wehe taten, und rief von da: die Kur sei fertig, das Feuer habe seine Schuldigkeit getan.

Der Elefant sah sich seinen verstümmelten Fuß an und fluchte dem Hasen, der sich seine Pfoten leckte und sich freute, daß er einen so mächtigen Herrn angeführt hatte.

### 11. Die Tapaer und der Hase.

Erklärung. Die Tapaer sind storchen-ähnliche Vögel, die hoch oben in den Wolken kreisen und nur an ganz einsamen, menschenleeren Stellen sich niederlassen.

Diese laden den Hasen und die Gule oft zum Tanze ein. — Er wird dazu abgeholt und auf den Flügeln seiner Freunde auf die Wolken getragen. Wie beim Schilluktanz, laden auch dort oben die Damen zum Tanze ein. Es ist eine kleine Schande, nicht geholt zu werden und sitzen zu bleiben.

Die Tapaer sind gut Freund mit dem Hasen. Aber einmal hatte er Unglück beim Tanze: er blieb sitzen; dafür wollte er sich an den Herren Tapaern rächen. Zum nächsten Tanze wollte er sich mit Milchbutter einreiben; die Herren Tapaer wollte er kaltstellen, indem er ihnen ein Fläschchen stinkiges Nilpferdsejt schenkte.

Der Tag für einen neuen Tanz war ge-

\*) Auch die Schilluk schneiden das Fleisch in Ermangelung eines Messers mit Stücken aus großen Schneckenhäuschen.

kommen. Die Fräulein Tapaer brachten den Hasen auf ihren Flügeln in die Wolken, auf den Tanzplatz. Er war heute ganz ausgelassen und machte seine Knickse mit vieler Anmut — von Fett\*) strotzend und duftend.

Die Herren Tapaer erschienen auf dem Platz, triefend vom geschenkten Milpferdfett. War das ein Gestank! Die Damen rissen sich förmlich um den Hasen, der für den Tanz noch ein heißendes Liedlein\*\*) gedichtet und komponiert hatte:

Muocu ke tu!lo  
tullo ba cal yat;  
muocu ke tãpaer,  
tãpaer ba yuobi.

Das heißt auf deutsch:

Besinget die Gule,  
(diese ist auch hie und da zum Tanze geladen)  
sie ist eine Hege;  
besinget die Tãpaer,  
(natürlich die männlichen Geschlechtes)  
sie haben ein böses Auge.  
(ihr Blick bringt Krankheit und Schaden).

\*) Es gehört zum guten Ton bei einem Tanz, tüchtig mit Fett eingerieben zu sein.

\*\*) Es ist Sitte, daß jeder Tänzer beim Tanz seinem Gegenüber ein selbstgedichtetes Lied singt.

Das war zu stark: der Hase, der Held des Tanzes, und dazu noch ein frecher Spötter!

Die Herren Tapaer, die heute mit ihrem Fett Unglück gehabt, steckten die Köpfe zusammen. Eine Rache war sicher im Anzug.

Der Tanz ging zu Ende. Die Teilnehmer gingen auseinander. Die Frauen und Mädchen mußten ans Kochen denken — die Herren verschwanden. Die Gule war schon unten auf der Erde. Allein saß der Hase noch — niemand half ihm hinunter auf die Erde und er weinte. Endlich hatte man Mitleid mit ihm und trug ihm ein Seil an, an dem er sich herunterlassen könnte. Zugleich wurde ihm eine kleine Trommel angechnallt, damit er das Nahen der Erde anzeige und man dann das Seil wieder hinaufziehen könnte.

Die Tapaer ließen nun das Seil langsam hinunter. Der Hase war noch eine Baumhöhe von der Erde entfernt, da schlug er schon in die Trommel und herunter fiel er, spaltete sich die Nase und brach sich die Vorderfüße.

Seither ist der Hase schwächling, vorne kurzbeinig und hat eine gespaltene Schnauze.

Früher soll er ein großes Tier gewesen sein.

(Schluß folgt.)

## Aus dem Missionsleben.

### Ein Krankenbesuch.

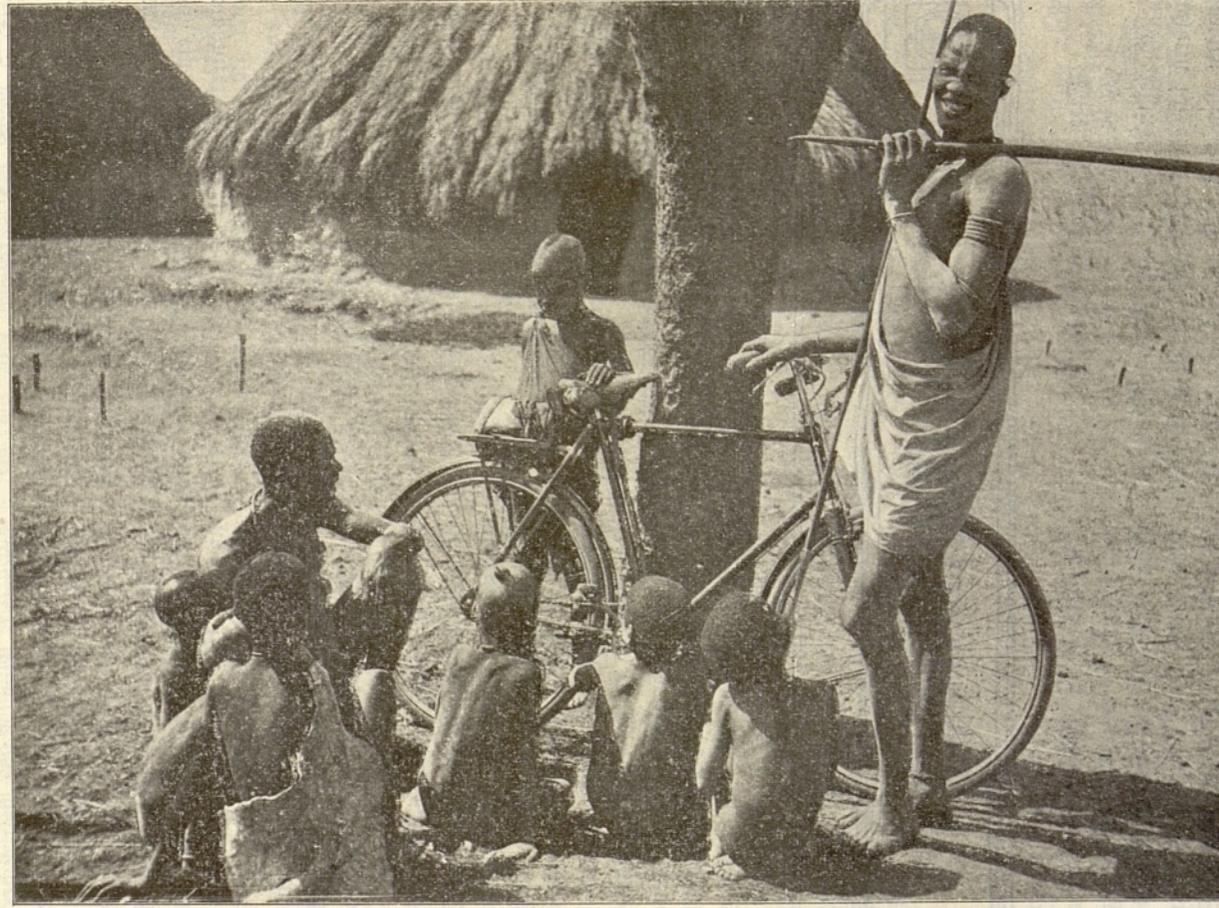
Von Hochw. P. Bernard Zorn F. S. C.

Ich befand mich in der Station Kayango. Nachdem ich eines Morgens meine geistlichen Übungen verrichtet und gerade an meine gewöhnliche Beschäftigung gehen wollte, trat der Großhäuptling mit einigen seines Gefolges in unser Haus ein. Der Zweck seines Kommens war, wenn möglich sofort einen Vater in das

Dorf Lanzi zu schicken, um einer armen Frau, die schwer verwundet worden, zu Hilfe zu eilen. Diese Frau, welche ihr Kind auf einem Arm hielt, war damit beschäftigt, auf dem Felde Gras auszureißen, als ein Schuß knallte und die Frau traf. Ein Soldat, der sich in der Nähe befand, hatte unvorsichtigerweise den Schuß abgefeuert. Die Kugel tötete das Kind und drang in das Bein der Mutter ein.

Ob die Wunde tödlich war oder nicht, konnte der Häuptling nicht behaupten. Nach kurzer Überlegung entschloß ich mich, dorthin zu gehen.

liegen, aber diesen Namen hatte ich wirklich noch nie gehört. Der Häuptling versprach mir einen Führer. Man suchte einen solchen und



Schilluk vor einem Fahrrad. (Nach einer Photographie von P. Köhnen F. S. C.)

Im Hintergrund ist der Kuhstall der Mission, der zugleich als Empfangssaal dient. Dortselbst werden auch die Beratungen mit den Großen der Schilluk abgehalten.

Aber wo ist denn dieses Dorf Lanzi? Ich kannte alle Dörfer und ich möchte fast sagen alle Hütten, die in einer Entfernung von zwei Stunden rings um die Station

halb stellte sich ein Burische vor, der mich begleiten sollte. Es war dies ein Tippus, nicht nach meinem Geschmack, und auf meine Fragen bezüglich des Dorfes Lanzi war er ganz

verlegen. Doch was liegt daran, gehen wir nur einmal aufs Geratewohl: es handelt sich um ein gutes Werk und Gottes Engel wird mich führen.

Ich war bald reisefertig, nahm die kleine Apotheke unter den Arm und fort ging's, begleitet von meinem Führer. Ich merkte jedoch bald, daß meine Vorahnung bezüglich des Burschen wohl begründet war; eigentlich wußte der gute Mann nicht viel mehr als ich. Wir gehen und gehen, eine Stunde, zwei, ja drei Stunden, ohne eine Spur vom Dorfe

„Aber wo liegt denn das Dorf?“ fragte ich meinen Begleiter, nachdem wir einige Zeit im Wasser bis an die Knie gewatet.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete lakonisch der Freund.

„Das ist schön und wohin gehen wir dann?“

„Das ist klar. Wir müssen vorwärts; weil wir es bisher noch nicht gefunden, müssen wir voran. Sei versichert, es liegt in dieser Richtung.“

Diese Beweisführung beruhigte mich keines-



Schilluk-Krieger.

zu sehen, vielmehr kommen wir nach drei Stunden Weges in das Bett eines Chor oder Baches. Diese Bäche sind in der trockenen Jahreszeit teilweise ganz ausgetrocknet, in der Regenzeit hingegen werden sie so wasserreich, daß diese Chors nicht selten zu schiffbaren Flüssen werden. Da aber das Flussbett nicht tief ist, tritt das Wasser über die Ufer und überschwemmt ganze Ländereien.

Wir waren im Juni. Die Regenzeit hatte begonnen und das Wasser war schon vielerorts über die Ufer getreten.

Wir müssen es durchwaten, wollen wir nach L a n z i.

wegs. Und wenn wir erst den halben Weg zurückgelegt hätten? Beständig im Wasser... „Verlassen wir doch diesen Weg,“ sagte ich nochmals zum Begleiter. „Führe mich aufs Trockene. Ich kann bald nicht mehr weiter.“ Zum ersten Hindernis, dem Wasser, kam noch ein zweites: das hohe Gras im Flusse erschwerte das Gehen bedeutend.

„Es ist unmöglich,“ erwiderte er. „Der Chor ist hier nicht tief, wohl aber um so breiter und wir müssen ihn ganz durchschreiten.“

„Ganz?“ fragte ich.

„Unbedingt ganz, wenn wir ans Ziel gelangen wollen.“

„Heiliger Schutzengel, gib mir Geduld und geleite mich glücklich hinüber! . . . Wenn aber der Chor noch tiefer wäre?“ . . .

Ich hatte noch nicht ausgesprochen, als ich merkte, daß der Boden tiefer wurde und das Wasser bei jedem Schritte höher stieg: anfangs bis an die Hüften und dann sogar bis an die Schultern. Ich fürchtete und zögerte einen Augenblick; noch einen Schritt und dann war ich vielleicht total unter Wasser. Doch nein! Der Grund stieg immer mehr und bald reichte das Wasser nur mehr bis an die Knie. Ich atmete wieder frei auf.

In welchem Zustand aber befand ich mich! Ganz durchnäßt und auch erschöpft. Endlich hörte das Wasser auf.

Wir traten in den Wald ein. Großartiger Pflanzenwuchs, Riesenbäume, dicht bewachsen, ein Urwald, wie ich ihn auf meinen Reisen im Bahr-el-Ghazal bisher noch nicht gesehen. Wir konnten nun im Schatten weitermarschieren; ein frisches Lüftchen strich durch den Wald und wäre höchst angenehm gewesen, doch ich war zu naß, darum fröstelte es mich. Die Vegetation war so dicht, daß man kaum einige Schritte vor sich sehen konnte.

Der erste Eindruck war Staunen, aber bald befielen mich Traurigkeit und Furcht. Allein hier, ohne Waffen, mitten in einem so dichten Walde! . . . Was konnte mir nicht begegnen? . . . Wie viele tragische Ereignisse hatte ich nicht schon erzählen hören? . . . Und die Phantasie gaukelte mir noch allerhand Schreckbilder von wilden Tieren vor, die aus allen Schlupfwinkeln hervorspringen könnten, während der Fuß eilig und furchtsam in die Fußstapfen meines Führers trat.

Da auf einmal sehe ich um mich herum entwurzelte Bäume, abgebrochene Äste, zertretene Gesträuche. „Was soll das bedeuten? Wer hat das angerichtet?“ fragte ich den Mann, der mir vorangeht. — „Hier sind vor kurzem Elefanten vorbeigezogen“, war die Antwort. — Gut, daß sie vorüber sind.

Der Elefant ist an und für sich dem Menschen nicht gefährlich; doch wehe, wenn er Pulver riecht oder Verdacht auf solches hat. Unsere Missionäre erzählen von einem Engländer, der vor kurzem in den Wald eindrang und einem Trupp Elefanten begegnete, die er mit seinem Kodak photographieren wollte. Eines von den Tieren, dem dies verdächtig vorkam, stürzte sich auf den Unglücklichen, warf ihn mit seinem Rüssel in die Luft und tötete ihn mit Fußtritten.

„Fort, fort von hier,“ sagte ich zum Begleiter; „beschleunigen wir unsere Schritte!“

Die Sonne stand bereits im Zenith; nach mehreren Stunden Weges (der diesen Namen eigentlich nicht verdient) war ich ganz erschöpft; auch hatte ich das Dorf nicht so weit geglaubt und darum keinerlei Munition für den Wagen mitgenommen. Ich hatte deshalb einen schrecklichen Hunger und Lanzi war noch immer nicht zu sehen.

Es war bereits eine Stunde nach Mittag, als wir endlich menschliche Stimmen vernahmen. Es war wirklich das Dorf Lanzi. Ich hielt es für ein Wunder, auf diese Weise und mit einem so unsicheren Führer hier angekommen zu sein. Doch Gott sei Dank, wir waren am Ziel.

Wir wurden sehr gut empfangen. Alle diese Leute vom Bahr-el-Ghazal kennen uns und haben großes Vertrauen zu uns. Ich konnte mich sogleich kräftigen und wurde sofort zur Kranken geführt. Die Kugel hatte das Kind, das sie am Arme gehalten, getötet, ihre Brust verwundet, war dann in den Fuß eingedrungen und dort stecken geblieben.

Es wäre also vor allem nötig gewesen, die Kugel herauszuziehen. Aber wie das tun ohne die nötigen Instrumente? Übrigens saß sie so tief, daß die Operation für mich jedenfalls sehr schwierig gewesen wäre.

Ich mußte mich damit begnügen, die Wunde gut auszuwaschen, zu desinfizieren, zu verbinden und der Kranken die größtmögliche Ruhe zu

empfehlen. Gott allein konnte das Übrige tun. Ich suchte die Kranke zu trösten, zu ermutigen und ich versprach, daß ich ihr ein Geschenk bringen oder schicken würde, wenn sie sich nur ruhig verhalte und sich jeden Tag die Wunde auswaschen und verbinden lasse, wie ich es ihrem Manne gezeigt hatte. Sie versprach es.

Ich ließ das Nötige zurück und da ich es nicht für angezeigt hielt, daselbst zu übernachten, um so mehr, als man mich zu Hause am Abend erwartete, und um sie nicht meinethwegen in Angst zu versetzen, entschloß ich mich zur Heimkehr. Es war zwar kein Leichtes, diesen Weg unter obigen Verhältnissen wieder zurückzulegen. Aber was tun? Der gute Engel, der mich hieher geleitet, wird mich auch zurückführen; ich hatte diesen Gang nur gemacht, um ein Werk der Barmherzigkeit auszuüben. Also nur voran!

Gott der Herr wollte mich jedoch nicht ohne ein Geschenk heimkehren lassen, das mich für das schwere Opfer überschwenglich entschädigte.

Ich stand eben im Begriffe zu gehen, als sich mir ein Mann näherte, der ein krankes Kind am Arme hielt. Er hatte von meiner Ankunft gehört und kam nun gelaufen, um eine Medizin für seinen Knaben zu bitten. Der arme Kleine war am Verschwinden.

„O, sehr gerne will ich deinem Kinde eine sehr wirksame Arznei geben“, sagte ich zum betrübnen Vater. „Laß nur schnell ein wenig Wasser holen.“

Das Wasser wurde mir gebracht und ich erteilte dort in Gegenwart dieser guten Leute dem kranken Kinde die heilige Taufe. Ich gab dem Vater noch eine Kleinigkeit und verließ ihn zufrieden. Doch noch zufriedener war ich selbst, da ich in diesem verborgenen Winkel der Erde dem Teufel eine Seele entreißen und zu Gott führen konnte.

Noch ein anderer Trost wurde mir später zu teil. Gott hatte wiederum gezeigt, daß ihm die Opfer, die wir für die armen Neger

bringen, sehr angenehm sind. Trotz der einfachen und unvollkommenen Mittel, die ich bei jener verwundeten Frau anwandte, war die Kranke nach wenigen Wochen ganz geheilt.

Gott sei dafür gepriesen!

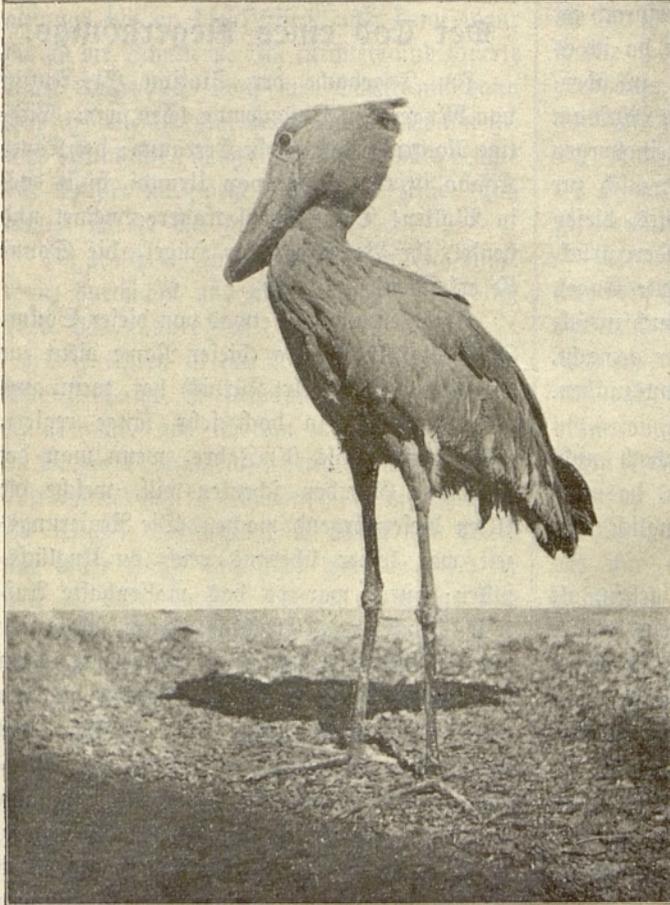
## Der Tod eines Negerkönigs.

Im Tagebuche der Station St. Anton von Magera in Unjanembe lesen wir: Wichtige Nachricht und große Erregung: der König Kifabo ist tot. Berge von Urundi, hüllt euch in Wolken! Der Himmel trauere; weinet und heulet, ihr Bewohner der Hügel, die Sonne ist erloschen!

Erzählen wir nun etwas von dieser Sonne. Ihre Majestät Kifabo (dieser Name dient zur Bezeichnung einer Art Kürbis) hat, wenn auch nicht glorreich, so doch sehr lange regiert, nicht weniger als 60 Jahre, wenn man der Rechnung Glauben schenken will, welche die Alten dieser Gegend machen. Die Regierungszeit war leider überaus reich an Unglücksfällen; zuerst war es das massenhafte Auftreten der Funza (Erdföhe), dann folgte eine Sonnenfinsternis, hierauf die Kinderpest, dann die Blattern, ferner die Heuschrecken; es kam noch Hungersnot hinzu und endlich, das schlimmste von allen, die Ankunft der Europäer. Alles dieses wird vom König Kifabo und seiner Regierung der Nachwelt überliefert.

Was ist nun ein König von Urundi? Es ist klar, daß es kein gewöhnlicher Mensch sein kann. Vom ersten Augenblick seines Daseins erscheint er als ein Wunder. Er muß mit vollen Händen zur Welt kommen, das heißt mit einem Muster der verschiedensten Getreidearten des Landes. Dieses ist das sichere Kennzeichen, das erfordert wird, damit er überhaupt Thronprätendent sein könne. Ist das Kind mit diesen Zeichen zur Welt gekommen, so wird es sofort in ein fernes Land mit seiner Mutter verbannt und darf man von ihm nichts mehr sprechen hören bis zu seinem

Jünglingsalter. Dann sendet ihm der regierende König einen Korb voll Mehl, auf das er seinen Fuß gesetzt und darin dessen Abdruck zurückgelassen hat; der Jüngling setzt seinen Fuß gleichfalls darauf und drückt seinen Fuß-



Der Schubschnabel (*Baenicaeps Rex*).

Eine seltene Reiherart an den Ufern des Nil, wird ungefähr 1 Meter hoch, ähnlich denen, wie sie in den Tierfabeln der Schilluk vorkommen.

stapfen ein. Der Korb wird sodann zum König zurückgebracht. Dieser beurteilt nach der Größe des Fußes den Grad der Fähigkeit seines Thronfolgers. Ist der Fußabdruck sehr groß, dann muß sich der alte König den Tod geben, um dem jungen Könige Platz zu machen, denn ein König darf nicht an einer Krankheit sterben.

Kisabo ist jedoch den Überlieferungen nicht treu geblieben und hat sich keineswegs getötet, sondern ist ruhig wie alle Menschenkinder gestorben, während sein Nachfolger Mutaga unter den Augen aller Einwohner von Urundi als Kind aufgezogen wurde und zum Manne herangereift ist. Übrigens ist der neue König infolge einer Wahl und nicht nach den alten Gesetzen der Nachfolge auf den Thron gekommen. Da infolge des Todes Kisabos der Königs-thron erledigt war, wählten die Fürsten ihn und sogleich wurde die Nachricht ausgesprengt, er sei mit den berühmten Kennzeichen in der Hand geboren worden, und niemand zweifelte daran.

Diese Abschweifung hat uns vom Gegenstand abgelenkt; so kehren wir denn zu Kisabo zurück. Hier besteht das königliche Recht, daß der verstorbene Herrscher nicht begraben werden darf; denn es ist nicht geziemend, daß der, welcher immer geherrscht hat, wie ein Vasall unter die Erde gesenkt werde. Übrigens ist ja der König nicht wirklich gestorben, denn er muß wieder aufleben.

Man errichtet für den Leichnam eine Art Tisch oder Bett, auf dem er gebraten oder besser geräuchert wird. Tag und Nacht

müssen ein oder mehrere Mädchen einer bestimmten Familie, welche schon seit undenklichen Zeiten dieses Geschäft besorgt, das Feuer unter dem Leichnam lebendig erhalten und dieser selbst muß jeden Tag von den Mädchen mit Butter bestrichen werden. Alles dies geschieht unter Heulen und Klagen.

Das ist noch nicht alles; man muß auch die Seele des Verstorbenen festzuhalten suchen; dies ist eine schwierige Sache, wie jedermann leicht einsehen wird.

Der Körper beginnt in Verwesung überzugehen, dann wird der erste Wurm, der herabfällt, aufgehoben; man gibt ihn ehrfurchtsvollst in ein hölzernes Gefäß, das mit Milch gefüllt ist. Dort vergrößert er sich so, daß das Gefäß zerbricht. Dann überträgt man

aus Eisen sich bedienen und dergleichen. Alles dieses muß unter Todesstrafe oder wenigstens unter einer großen Geldstrafe genau beobachtet werden. Soweit geht der Aberglaube dieser armen Neger. (M. d' Afr., P. P. Blancs.)

### Ein nächtlicher Besuch.

Aus der Missionsstation „St. Ignatius von Cleveland“ schreibt man uns: In der Mission fehlt es nie an kleineren Vorfällen,



Sudanesische Frauen, wie sie im östlichen Sudan bei Suakin und Port Sudan sich aufhalten.

ihn in ein größeres Gefäß, wo er noch größer wird, und auch dies Gefäß zerbricht. Sodann gibt man ihn in ein drittes noch größeres Gefäß, dann in ein viertes und fünftes, bis ein Leopard herauskommt, welcher die Seele des Verstorbenen sein soll.

Hiemit ist die Trauer beendet und man hat wirklich genug davon, weil das ganze Reich deren Wirkungen verspüren mußte. Während der Trauerzeit darf man weder die Erde bebauen, noch Röhre melken, noch Holz schneiden, noch auch irgend eines Werkzeuges

welche die Eintönigkeit der Tage und auch der Nächte unterbrechen.

So war es auch in der Nacht vor dem Feste der hl. Petrus und Paulus. Wir waren eben zu Bett gegangen, als uns ein schrecklicher Lärm aufweckte, der vom Hühnerstalle her kam. Dort mußte sich irgend ein Fremder zu einem Besuche eingefunden haben; gewiß eine Hyäne dachten wir und sprangen flugs aus dem Bette. Br. Guido nahm das mit Schrot geladene Gewehr und begab sich auf den Kampfplatz. Er schoß auf das Tier, das

wirklich da war, und verletzte es am rechten Vorderfuße. Dieses will sich hierauf auf den Bruder stürzen; doch zum Glück hinderte dieses das Drahtnetz, welches den Hühnersteig umgab. Weil der Angriff unmöglich war, zog sich die Bestie zurück und fiel von Zeit zu Zeit nieder. Der Bruder holte nun in Eile neue Munition, zielte wieder und traf das Tier in den Hals. Auf diesen Schuß hin durchdrang die Luft ein schreckliches Geheul; jetzt erst merkte er es, daß es keine Hyäne, sondern ein Leopard war. „Hier brauchen wir ordentliche Kugeln und kein Schrot,“ schrie er. Man holte schnell ein mit Kugeln geladenes Gewehr. Inzwischen waren Leute, durch die Schüsse aufgeweckt, herbeigelaufen, der eine mit Lanzen, der andere mit Haken und langen Messern bewaffnet. Jeder wollte, wenn möglich, selbst am Kampfe teilnehmen. Das Tier hatte sich langsam in ein Gesträuch verkrochen, nur als wir uns ihm näherten, riß es den Rachen auf und zeigte uns die langen spitzen Zähne. Ein dritter Schuß wurde in den Rachen abgefeuert, um die Haut nicht zu verletzen. Die Bestie

stürzte, wälzte sich noch ein wenig und dann nicht mehr; sie war tot.

Man schleppte das Tier in eine unserer Hütten und die Leute zogen sich, da es schon späte Nacht war, zurück.

Am nächsten Morgen war Festtag in der Mission. Das Töten eines wilden Tieres ist immer ein großes Ereignis in diesen Ländern. Allen, welche dabei waren, mußte Merissa (Negerbier) verabreicht werden. Das Staunen über die Größe des getöteten Tieres wollte kein Ende nehmen. Der Bruder war natürlich der Held des Tages. Von allen Seiten regnete es Beglückwünschungen und Ehrenbezeugungen. Alle wollten ihn sehen und schauten ihn beständig an, gleich als ob sie ihn vorher noch nie gesehen hätten.

Das Tier wurde abgehäutet und das Fleisch in der Nähe des Hühnerstalles vergraben. Diese Tat wird lange dem Volke im Gedächtnis bleiben und die Alten, in unserer Nähe vorübergehend, werden zu ihren Enkeln sagen: Sehet, hier ist ein Leopard begraben, den die Missionäre erschossen haben.

## Gedankensplitter.

Die Freundlichkeit ist die freundlichste unter allen Tugenden, hat unter allen das lieblichste Gesicht; sie ist der Schlüssel zu allen Herzen.

\* \* \*

Die karge Spenderin, die Zeit,  
Sie scheint zu geben, wenn sie leiht.  
Dein Hof und Haus mit Wald und Feld,  
Dein Weib und Kind, dein Gut und Geld,  
Dein Kopf, so steif und stolz er ist,  
Ward dir geborgt auf kurze Frist.  
Nur selten wirst du frohen Sinns,  
Denn täglich zahlst du harten Zins,  
Weil Schuld und Müh' und Sorge bleibt,  
Bis dir der Tod die Quittung schreibt.

J. W. Weber.

Die Himmelsstür wird durch das Almosen geöffnet.

Hl. Johannes Chrysostomus.

\* \* \*

Ein fröhliches Herz ist das beste, was man auf Erden haben kann. Wenn uns dieses fehlt, was hilft uns der größte Reichtum der Welt? Laßt uns auf Gott vertrauen, recht tun und fröhlich sein, so werden wir glücklich sein.

J. M. Sailer.

\* \* \*

Zahllos sind unsere Wünsche, wenn wir krank sind, zahllos unsere Pläne, die wir ausführen wollen, sobald wir wieder gesund wären. Ach, wir täuschen uns: Seeleneifer, glauben wir, sei es und es ist nur — sinnlicher Wunsch.

# Unterhaltendes.

## Doppelte Ketten.

Erzählung von Dr. Hugo Mioni.

(Fortsetzung.)

### 12. Kapitel.

#### Das Leichenbegängnis.

Die Leiche des Sklavenjägers lag unter einigen riesigen Palmen aufgebahrt. Bei ihr hielten die Frauen die Totenklage. Eine schien unter ihnen die betrübteste und wirklich untröstlich, eine arme Negerin in mittlerem Alter, ausnehmend reich gekleidet, mit kurzen, gekräuselten Haaren. Ihr Gesicht war mit Striemen bedeckt, von denen Tropfen um Tropfen das Blut herabrannte.

Sie rief aus Leibeskräften:

„Mein Elefant! Nimm mich mit in dein Grab!“

Die Unglückliche war die Mutter der drei armen Kinder, welche die Grausamkeit der Sklavenjäger ermordet hatte und welche in fürchterlicher Hast in einem Winkel der Periba begraben worden waren. Die Arme beweinte mehr das schreckliche Los und den frühen Tod ihrer drei Söhne als den Gatten, den sie nie so recht geliebt hatte.

Gegenüber der Leiche waren drei Pfähle eingerammt, an die drei halbnaakte Männer angebunden waren: die zwei Araber und Anton.

Alle drei waren verurteilt zu sterben, aber welcher Unterschied herrschte zwischen ihnen!

Anton, der Christ, sah heiter dem Tod entgegen. Seine Lippen bewegten sich im Gebet; er rief die Hilfe von oben an und sein vergeistigter Blick glänzte im Feuer des Glaubens und durchdrang die Hülle, welche die Zukunft verbirgt, und richtete sich zum Himmel, wo er den Thron sah, den der Heiland für ihn bereitet hatte wie auch für alle, die an ihn glauben und ihn lieben; er sah die Kränze der Jungfrauschast und des Martyriums, womit ihn der himmlische König krönen würde.

Die zwei Araber hingegen schrien wie von

Sinnen; die schrecklichsten Fluchworte kamen aus ihrem Mund; sie knirschten wie besessen mit den Zähnen, weißer Schaum trat auf ihre Lippen. Sie beteuerten ihre Unschuld und baten um Gnade und da ihre Bitten unerhört blieben, verfluchten sie ihre früheren Genossen, Emini, Anton und alle. Sie lästerten Allah und Mohammed, daß sie ihre Gebete nicht erhörten und ihnen nicht zu Hilfe kamen. Ihr Betragen konnte nicht schlimmer sein.

Anton hatte ihnen im Anfang manches liebe Wort gegeben, er hatte sie aufgefordert, geduldig diese so harte Prüfung zu ertragen, sie aber hatten ihm auf so rohe Art geantwortet, mit so schrecklichen Lästerungen, daß er es für besser hielt, nichts mehr zu sagen. Er schwieg, beweinte in seinem Herzen ihr Los und betete, ein anderer hl. Stephan, für seine Feinde. Er betete auch für die zwei Unglücklichen, die ihn so gequält hatten, er betete heiß um ihre Bekehrung und ihre Seligkeit.

Emini hatte ihn nach seiner Ankunft in Gegenwart aller Sklavenjäger gefragt:

„Hast du Amur getötet?“

„Ist Amur tot?“ fragte Anton überrascht.

„Verfluchter! Stelle dich nicht so dumm, du weißt es ja schon!“

„Er ist also tot! Friede seiner Seele!“

Emini suchte mit allen Mitteln zu erreichen, daß Anton sich für schuldig erkläre. Dies lag ihm besonders am Herzen, weil damit auch Mahmet und Mehmät Schweigen auferlegt worden wäre. Denn wer hätte dann den zweien geglaubt, wenn sie gesagt hätten, wie es ja wahr war, sie hätten Amur auf Eminis Befehl ermordet, wenn Anton sich bereits dieses Verbrechens für schuldig erklärt hätte? Er könnte sie strafen für eine solche ungerechte Beschuldigung.

Immer näher rückte die Stunde des Begräbnisses heran und immer furchtbarer wurden die Ausbrüche der Araber.

Der große Augenblick ist endlich gekommen.

Die Scharen der Sklaven treten aus den Hütten, begleitet von den Aufsehern und gezwungen, den Tod dessen zu beweinen, der zeit lebens ihr grausamster Herr gewesen. Sie kommen zur Leiche und stellen sich um sie herum, indem sie auch die sogenannten Mörder mit einschließen. Hier stehen die Frauen und Töchter des Scheichs. Die Kleinen lächeln, als wenn sie zu einer Festlichkeit gegangen wären. Sie können das Unglück nicht erweisen, das über sie hereingebrochen ist.

Die Frauen selbst hingegen scheinen von einem verzweifelten Schmerz ergriffen. Unfähig, zu gehen, werden sie von ihren Sklavinnen gezogen; zwei oder drei werden sogar getragen, weil sie sich nicht mehr auf den Füßen halten können. Arme Frauen! Sie sind verurteilt, dem Scheich zu folgen; auf seinem Grabhügel werden sie sterben und mit ihm begraben werden. Sie erhalten ihren Platz in unmittelbarer Nähe der Leiche, welche schon die Zeichen der eintretenden Verwesung zeigt, verursacht durch die große Hitze, die in dieser Tropengegend herrscht.

Endlich kommen die Sklavenjäger, bis an die Zähne bewaffnet. Sie sind fein gekleidet aus Amurs Borräten, sie tragen Kleider aus blendend weißer Wolle, welche der Sklavenhändler von Tripolis bezog und die schon dafelbst einen großen Wert hatten. Mancher Sultan hätte für einen dieser Anzüge als frommer Moslim dreißig bis vierzig Sklaven gegeben.

Die Sklavenjäger waren glücklich. Der Anteil an Amurs Reichthümern hatte ihre kühnsten Erwartungen übertroffen. Sie hatten anfangs einen heftigen Wortwechsel mit Emini gehabt, weil sie Mahmet und Mehmat von der Theilnahme ausschließen wollten, hatten aber dann nachgegeben, als sie die ungeheure Menge von Silbergeld und liegender Ware gesehen hatten, die in den Magazinen aufgehäuft lagen.

Sie frohlockten über den Reichtum, der ihnen so unerwartet in den Schoß gefallen war, und nicht weniger über ihren neuen Herrn. Emini, ihr alter Gefährte, würde sicher freigebiger als Amur sein. Auf jeden Fall waren sie aber

so reich, daß sie auch ihn gegebenenfalls verlassen und für sich das Geschäft betreiben oder sich gar in den Ruhestand begeben konnten, wenn sie es nicht vorzogen, ihn des Amtes zu entsetzen, zu sie ihn erhoben.

Als alle beisammen waren, begann das Begräbnis.

Ich müßte meine Feder in Blut tauchen, um die Szenen zu beschreiben, die sich nun abspielten, und ich bin sicher, daß ich nur den Abscheu meiner Leser hervorrufen müßte.

Viele würden diese Seiten überschlagen, unfähig, den schrecklichen Eindruck zu verwinden, den die Beschreibung dieser Vorgänge mit sich bringt.

Ich stehe daher von einer genauen Beschreibung lieber ab und fasse mich möglichst kurz.

Die Zeremonie begann mit einer Rede Eminis, welcher die seltenen Vorzüge des Toten beschrieb als eines frommen Moslims, eines tapferen Kriegers, eines berühmten Kaufmanns und kühnen Sklavenjägers, der als ein herzloser Mann gegen die Neger — auch das war ein Verdienst! — das Ideal eines Sklavenjägers sei. Dann sprach er über seinen Tod und rief die Blitze Allahs über seine Mörder herab.

„Wir werden Rache an ihnen nehmen, schreckliche, schwere Rache!“ rief er. „Wir, die wir unsern verstorbenen Anführer liebten, wollen ihn im Blut seiner Mörder rächen. Sehet da diese Pfähle! Eure Gerechtigkeit hat die daran Gebundenen zum Tod verdammt. Der Spruch möge vollstreckt werden. Ja thas! Süße Rache!“

Diese zwei letzten Worte sind die geweihte Formel für den, der eine Blutrache zu erfüllen hat, und zur Blutrache sind nicht nur die Verwandten verpflichtet, sondern auch die Freunde und zuletzt auch die Untergebenen eines guten Herrn und jene, die ihn sonst geachtet haben.

Eminis Rede war oft von den Beifallsrufen der Sklavenjäger unterbrochen worden, ferner von den Seufzern der Frauen und von dem wilden Geschrei Karas und Suezs, welche nur immerfort verlangten, in Freiheit gesetzt zu werden, da sie unschuldig seien. Suez klagte dann Emini an, der Urheber des Mordes gewesen zu sein, aber seine Worte machten keinen Eindruck auf die voreingenommenen Herzen der Sklavenjäger.

Emini ermahnte die drei Gefangenen, sich des Mordes schuldig zu erklären. „Tut ihr das, so verfahren wir milde mit euch. Ihr werdet zwar sterben, aber ohne Marter; ihr bekämet auch eine ehrenvolle Bestattung; wir würden euch nicht erdroffeln und eure Seele könnte in den Himmel eingehen.“

Wieder beteuerten die zwei Araber ihre Unschuld. Anton antwortete nicht einmal auf die Frage. Er hatte sie nicht gehört, so sehr war er ins Gebet versunken.

Emini wiederholte sie ihm.

„Ich hätte für meinen Herrn mein Leben gegeben, wie es mein Gott will. Wie kannst du also vermuten, daß ich ihn mordete?“ antwortete der arme Sklave.

„Sie sind verstockt,“ sprach Emini nun. „Der Urteilspruch möge ausgeführt werden. Kara soll die Marter nicht erleiden. Ihr habt Mitleid mit ihm gehabt, obwohl er es wegen seiner Verstocktheit nicht verdient. Wer will ihm den Gnadenstoß geben?“

Said erklärte sich bereit, den Henker zu machen. Zwischen ihm und Kara bestand eine alte Feindschaft; oft waren sie aneinander geraten. Nun machte es ihm Vergnügen, sich rächen und seinen alten Widersacher umbringen zu können.

Ein Dolchstoß Suids machte dem jungen, aber schon so schlechten Leben des Sklavensjägers ein Ende.

Wir wollen nicht ein Lied über den Tod singen; aber wir freuen uns, daß ein Sklavensjäger, und noch dazu ein junger, weniger auf der Welt ist. Dieser Tod erhielt Hunderten von Negern das Leben und sicherte ihnen ihre Freiheit; denn jeder Sklavensjäger ist die Ursache von zahllosen Todesfällen und macht Hunderte und vielleicht Tausende von Unglücklichen zu Sklaven.

Die Feder sträubt sich, es zu beschreiben. Die Hinrichtung dauerte lange und war unsäglich grausam.

Die Sklavensjäger sind Meister von Grausamkeiten. Sie wissen auf die ausgesuchteste Weise die widerspenstigen Sklaven oder die feindlichen Sultane zu quälen, die ihnen in die Hände geraten.

Jetzt kam damit die Reihe an Sues, der in aller seiner Schlechtigkeit doch unschuldig war

an dem Verbrechen, das ihm zur Last gelegt wurde, obwohl er hundert schlimmere auf dem Gewissen hatte.

Der Arme krümmte sich vor Schmerz und brüllte zum Erbarmen.

Lange beteuerte er seine Unschuld. Endlich, als sein Körper kaum mehr dem eines Menschen gleichsah und zu einer formlosen Masse blutigen Fleisches geworden war, öffneten sich seine Lippen.

„Werdet ihr mir den Gnadenstoß geben, wenn ich alles bekenne?“ fragte er.

Emini versprach es ihm.

„Ich habe Amur getötet,“ stammelte der Unglückliche. Die Schmerzen waren so groß, daß sie ihm das Geständnis einer Schuld entlockten, von der er frei war, nicht, um die Freiheit zu erhalten, sondern um die große Wohlthat, eines schnellen Todes zu sterben.

Er wurde erhört. Ein Dolchstoß machte seinen Schmerzen ein Ende. Ein anderer Sklavensjäger weniger!

Emini strahlte vor Freude über dieses Geständnis, welches jede Waffe den Händen Meh-mats und Mahmets entwand und ihn zum Herrn der Lage machte. Er konnte jetzt einmal ruhig schlafen.

Die Sonne brannte heiß hernieder.

Es wurden große Feuer angezündet, um die furchtbare Zeremonie fortsetzen zu können, welche ganz nach dem Geschmack der Sklavensjäger war.

Man ging nun daran, auch Anton zu martern. Auf die Frage, ob er sich des ihm zur Last gelegten Verbrechens für schuldig erklären wolle, beteuerte er seine Unschuld.

„Sues hat gestanden!“

„Ich bin unschuldig!“ wiederholte Anton.

Er mußte die gleichen Qualen erdulden wie Sues. Wie verschieden aber war sein Betragen von dem des letzteren! Auch Anton schrie vor Schmerz und krümmte sich unter den furchtbaren Qualen; aber während Sues's Lippen Lästerungen und schreckliche Wutausbrüche gespinn hatten, bewegten sich die des Martyrers, um einen höchst süßen Namen anzurufen, jenen Namen, der immer die Stärke der Bedrängten war, den Namen des Mannes der Schmerzen, der aus Liebe zu den Menschen so vieles leiden wollte.

„Jesus! Jesus!“ rief der Märtyrer, „mein

Jesus, erbarme dich meiner!“ Das war vielleicht das erstemal, daß der Name des Erlösers in dieser Gegend Afrikas laut angerufen wurde, von Afrika, das ihm gehörte, weil er es mit dem Preise seines Blutes erkaufte hatte; sicher war es das erste Mal, daß einer seiner Schüler ihm seine Liebe bewies, indem er aus Liebe zu ihm sein irdisches Leben hingab, um das himmlische nicht zu verlieren.

Als eines würdigen Jüngers eines solchen Meisters öffneten sich Antons Lippen zu einem andern Gebete, dem hehrsten unter allen, dem göttlichsten unter dem göttlichen: „Verzeihung! Verzeihung!“

Der Märtyrer verzieh seinen Peinigern.

Tropfen von seinem Blute tränkten den verfluchten Boden, welcher schon das Blut von so vielen Blutzegen getrunken hat. Und solches Blut, o, es löschte gleich den Fluch Noahs aus und wie immer und überall, so wird es auch in Afrika der Same neuer Christen sein, welche die Überlieferungen eines hl. Augustin, einer heiligen Monika, eines hl. Cyrillus, Antonius und Paulus fortsetzen, die ein Stolz der Kirche Christi sind.

Dieses Wort: „Verzeihung!“ traf Emin. Er wendete die Augen und sah einen Augenblick wie erschrocken den Blutzegen an. Er machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er einen unliebhaften Gedanken vertreiben wolle, und fuhr fort, die Tortur zu leiten, welche übrigens nicht mehr lange dauerte.

Nach wenigen Minuten verlor Anton die Sinne und fiel in eine wohlthätige Ohnmacht.

Seine Henker machten große Anstrengungen, ihn wieder zu sich zu bringen, aber vergebens. Er war zu schwach, um diese fortwährenden Streiche zu ertragen.

Warum einen bewußtlosen Menschen quälen? Welches Vergnügen lag darin? Wer martert je einen Toten und was ist ein Bewußtloser viel mehr als ein solcher?

Die Sklavenjäger wollten mit einer so unnützen Beschäftigung keine Zeit verlieren, welche ihren Blutdurst nicht weiter stillte, ihrem Wunsche, neue Schmerzenswindungen zu sehen und neue Klageklänge zu hören, nicht mehr genügte. Ein Dolchstoß machte auch dem Leben des Blutzegen ein Ende.

Die Menschen voll Grausamkeit, Blutdurst, ohne Gewissen, ohne Gemüt, warfen sich auf den Boden, hoben ihre bluttriefenden Hände zum Himmel und begannen die Leichengebete für die Seelenruhe des größten Schurken, überzeugt, daß Gott an diesem Gebet Gefallen finde, daß er sich über ihre Freveltaten nicht erzürne, daß ihm das bloße und einfache Bekenntnis des mohammedanischen Glaubens genüge und daß jeder, der den Islam nicht bekennt, verdammt ist, sei er der ehrlichste und heiligste Mensch, wie anderseits jeder Muselman, mag er auch mit den größten Verbrechen besetzt sein, in den Himmel komme. Die Araber sangen die Suren des Korans, welche irgendeine Beziehung auf den Tod und das zukünftige Leben haben, die Suren, in denen, was immer sie Gutes und Wahres enthalten, von Mohammed dem Christentum entlehnt wurde, während er von seinem Eigentum nichts beizufügen wußte als fürchterlich abenteuerliche und lächerliche Geschichten.

Der Leichnam wurde hierauf zum nahen Grab getragen.

Es war sehr breit. Die Sklavenjäger befolgten einen afrikanischen Brauch, grausam und gerade deshalb nach ihrem Geschmack, und zwangen die Frauen Amurs, in das Grab zu steigen. Diejenigen, die sich weigerten, wurden mit Gewalt hineingejagt und die ohnmächtigen auf den Armen hingetragen. Said und Araid stiegen dann hinein und erdolchten die armen Frauen. Über ihre blutigen Körper, welche noch nicht tot waren und sich im Todeskampfe krümmten, wurde der Leichnam des Sklavenjägers hinabgelassen. Über diesem Knäuel von Menschenleibern wurde dann das Grab geschlossen . . .

Einige junge Sklaven von seltener Schönheit wurden auf dem Grabhügel getötet. Sie mußten, nach dem Glauben der Afrikaner, dem Scheich in das andere Leben nachfolgen und ihm dort Sklavendienste leisten, wo das Leben dem auf Erden völlig gleich ist.

Auf dem Grabe jeder wichtigeren Person tötet man einige Sklaven; der letzte König von Dahome, Behanzin, der von den Franzosen entthront worden war, opferte deren Tausende auf dem Grabe seines verstorbenen Vaters.

In der Nähe des Grabes, wo die blutigen

Leichname lagen, und der Pfähle, an denen drei unerkennliche menschliche Körper hingen, fing der Totentanz an, ein Tanz, bei dem die bösen heid-

nischen Gottheiten ihre Triumphe feierten, von dem die Feder sich sträubt, auch nur Andeutungen zu machen. (Schluß folgt.)

## Verschiedenes.

### Wahl des Generalobern.

Anfangs Oktober versammelte sich zu Verona das zweite Generalkapitel der Kongregation der Söhne des hl. Herzens zur Wahl des Generalobern und seiner Assistenten. Am 4. Oktober wurde der hochw. P. Friedrich Bianello F.S.C. zum Generalobern gewählt. Der neue Generaloberer ist geboren am 28. März 1872 zu Venedig. In die Kongregation trat er ein am 19. August 1888 und wurde am 11. August 1895 zum Priester geweiht. Wir freuen uns über seine Wahl und wünschen ihm reichsten Erfolg seiner Amtstätigkeit zur Ehre Gottes und zum Segen für die ganze Kongregation und Mission.

### Marienverein für Afrika.

Die Pfarrgruppe St. Rochus, 3. Bezirk in Wien, hielt am 13. Oktober im großen Festsaale des Gemeindehauses, 3. Bezirk, ihre Versammlung ab. Zu derselben waren erschienen: die hochw. Herren Kanonikus Schöpfleuthner, geistl. Rat Pfarrer Gold, der Missionspriester Hegenacker und Kooperator Sir von St. Johann im 10. Bezirk.

Der hochw. Konsulent Herr Kooperator Ritschmann begrüßte die Anwesenden, eröffnete die Versammlung und erklärte, wie die Abhaltung derselben notwendig sei, um immer wieder das Interesse für die Missionen neu zu erwecken, ganz besonders aber für die von Afrika, von denen im allgemeinen oft weniger gesprochen und geschrieben wird, deren Bedürfnisse aber am größten sind. Wir mögen uns doch immer die Bitte des Vaterunser „Zukomme uns dein Reich“ vor Augen halten und durch Gebet und milde Gaben die Missionen unterstützen. Hochwürdiger P. Hegenacker hielt nun eine Ansprache, in welcher er von den traurigen Vorkommnissen unter dem armen Negervolk erzählte, die er während seines fünfjährigen Aufenthaltes dort als Soldat mit

eigenen Augen kennen lernte. Wir Christen sollten von den Mohammedanern lernen, was für Opfer und Mühen diese bringen, um Christen und Heiden zu ihrer falschen Religion zu bringen. Der hochw. Redner widerlegte auch die so häufigen Einwendungen gegen die Heidenmissionen. Man soll jedenfalls der Not im Vaterlande abhelfen, deswegen aber nicht der armen Schwarzen vergessen, die auch eine unsterbliche Seele haben, und es werde gewiß in unserer Sterbestunde ein Trost für uns sein, bei diesem guten Werke mitgeholfen zu haben. Unter dem Schutze Mariens wollen wir einig zusammenhalten, denn Einigkeit macht stark.

Der hochwürdige Diözesandirektor Kanonikus Schöpfleuthner hielt nun die zweite Ansprache. Er erinnerte an das nahe Fest der hl. Theresia, wie dieselbe schon als Kind nach Afrika wollte, um als Missionärin zu den Negern zu gehen, und wie diese große Heilige eine ganz besondere Verehrerin der Muttergottes war. Die Legende erzählt, daß in Ägypten die Gözentempel einstürzten, als die Muttergottes bei der Flucht nach Ägypten mit dem Jesuskinde vorüberzog. Unser Verein, der Marienverein, soll im Sinne der allerheiligsten Jungfrau, als unserer Schutzpatronin, mithelfen, daß der Gözendienst in Afrika ausgerottet und die Verehrung des wahren Gottes allüberall geübt werde. Es wurde auch noch auf den großen Apostel Wiens, den hl. Klemens Maria Hofbauer, hingewiesen, welcher ein inniger Verehrer der Himmelsmutter war und gewiß auch, wenn er jetzt unter uns lebte, die Förderung des Missionswesens und die Unterstützung des Marienvereins für Afrika empfehlen würde. Hochw. Redner munterte die braven Landsträßer auf, recht freigebig in Gaben für den Marienverein zu sein, aber ebenso, wozu besonders die vielen anwesenden Kinder aufgefordert wurden, nicht aufzuhören, für die Bekehrung der armen Neger zu beten. Mit vielem Danke und wiederholter

Mahnung, dem Verein treu zu bleiben, wurde die Versammlung vom hochw. Herrn Mitschmann geschlossen.

Zur Unterhaltung in den Zwischenpausen wurde nicht wenig beigetragen durch die wunderschönen Gesangsvorträge von Frau Kaiser und durch das vortreffliche Klavierspiel und ansprechende Deklamationen mehrerer Apostolatsmitglieder vom 3. Bezirk.

## Schilluk vor einem Fahrrad.

(Zum Bilde auf Seite 250.)

Ich war, so schreibt P. Kohnen aus Altigo, mit meinem Fahrrad auf der Reise durch das Schillukland. In den Dörfern läuft alles zusammen und staunt:

„So ein Wunderding, das von selbst geht und noch so schnell, ist im Schillukland noch nie gesehen worden.“

„Aber wo sitzt er denn auf dem kleinen Ding?“

„Aber wie kann er da sitzen, er fällt ja um!“

„Er kann doch nicht fallen,“ erklärt ein Mann, der daneben saß und das Wunderding mit etwas mehr Verstand betrachtete. „Wie kann er umfallen, schau, hier (auf die Pedale zeigend) hält er einen Fuß, auf der anderen Seite stützt er sich mit dem anderen Fuß und bei diesem Ding (auf die Handgriffe zeigend) hält er sich mit den Händen fest, wie kann er so umfallen?“

Beim Lusteinpumpen schaut alles verblüfft zu: „Was tut er denn da?“

Ein Weiser antwortet: „O, er bläst nur das Feuer an, welches da drinnen ist, damit es besser laufen kann.“

So eile ich also mit meinem „eisernen (oder silbernen) Esel“, wie die Schilluk das Fahrrad nennen, um in den entlegenen Hütten den armen Kranken Trost und Hilfe zu bringen. —

## Die Kap—Kairo-Bahn.

Südlich von Khartum schreitet der Bau der Eisenbahn, welche Afrika in seiner ganzen Länge durchqueren soll, rüstig vorwärts. Jede Woche werden ungefähr zehn englische Meilen vollendet. Die Strecke folgt dem Laufe des Blauen Nil, eine bis drei Meilen westlich vom Flusse. Fünfzig

Meilen sind gegenwärtig fertig. Zurzeit arbeitet man an jenen Orten, wo im Mai 1908 der Aufstand war.

Bei Costi, etwas nördlich von Khartum, wird eine Brücke über den Nil gebaut und verbindet so Galfaya mit Omdurman. Hierdurch ist die Verbindung mit dem linken Nilufer hergestellt und der Anfang zu der projektierten Eisenbahnstrecke nach El Obeid im Kordofan gemacht.

El Obeid ist der Mittelpunkt des Gummihandels, welcher bekanntlich die hauptsächlichste Quelle des Reichtums des englisch-ägyptischen Sudans bildet.

Bis heute noch wird das Gummi auf dem Rücken der Kamelc zum Fluß befördert, hierauf mit Schiff nach Omdurman, welches immer das Zentrum des Gummihandels war. Sobald aber das Gummi mittels der Bahn direkt von El Obeid nach Port Sudan verschickt werden kann, wird der Markt von Omdurman dem von El Obeid weichen müssen.

## Ein tüchtiger Raucher.

Aus dem Tagebuch eines Missionärs: Der Häuptling des Dorfes, das wir passieren müssen, ist ein leidenschaftlicher Raucher. Als er eine Schachtel bemerkte, in der aber Rudeln waren, glaubte er, daß darin lange Zigaretten aus Europa wären.

Wir schenken ihm eine, um ihn zufrieden zu stellen. Er rief dann seinen Sohn, daß auch dieser es sehe und lerne, wie man Zigaretten aus Europa rauche. Mit großer Feierlichkeit zündet der Häuptling ein Zündholz an und beginnt. Er zieht und zieht, aber das Zündholz löscht aus und die Zigarette brennt nicht. Er probiert es mit einem zweiten, dritten und vierten Streichholz und auch diese und noch andere haben keine Wirkung. Jedoch es kommen ihm nur Schwefeldampf und Rauch vom Zündholz in den Mund, so daß er entsetzlich husten muß. Beschämt, aber nicht besiegt, wirft er einen Blick auf uns, die wir alle schmunzelten. Hierauf legt er die großartige Zigarette beiseite und sagt stolz: „Ich werde sie später rauchen.“

Profit! und sie helfe ihm zur Verdauung.

## Theiteres.

**Zerstreutheit.** Ein großer Gelehrter fragte einmal einen seiner Schüler, von dessen Vater mache. „Wie, Herr Professor,“ erwiderte der Gefragte, „haben Sie denn vergessen, daß mein Vater leider vor einem Jahre gestorben ist?“ — „Ach, ja, ganz richtig,“ sagte der Zerstreute. „Das wollte ich auch gar nicht fragen; ich wollte bloß fragen, ob denn wirklich Ihr Herr Vater noch immer tot ist.“

\* \* \*

**A Mißverständnis.** „He, Alter!“ schreit oan da Kellner an in aner Bahnhof-Rest'ration. „Was steckst denn soviel Semmeln ein? Zahl's erscht, nachher gehören's dein.“ — „Was, zohl'n?“ sagt da Alte glei'; „no, dös, dös fallat mir no ei'! Han'eh' nur die Hälfte von dem g'numma, was auf's Billett mir zua tuat kumma. Wannst dös no net woacht — do steht's am Eck, daß mir gebühr'n fünf Kilo Freigepäck!“

**Die schmerzhafteste Operation.** „Na, Isaak, ich hab' geheert, du bist geworden amputiert vom Doktor. Was hat er dir abgenommen?“ — „Zweihundert Kronen hat er mer abgenommen.“

\* \* \*

**Pensionsleben.** Der kleine Karl: „Nun, sage mal, du bist ja im Pensionat. Wie gefällt es dir denn da?“ — Der kleine Willy: „Nun, weißt, nicht besonders. Da ist das Essen schlecht, das Trinken schlecht, die Betten schlecht; kurz, alles ist schlecht. Nur die Prügel nicht.“

\* \* \*

**Ungelobenes Talent.** A.: „Na, wie ist es denn, kann Ihr Junge denn schon laufen?“ — B.: „Nein, laufen kann er noch nicht, aber Beine hat er schon.“

\* \* \*

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Der verbotene Baum** für Katholiken und Protestanten, gezeit von Alban Stolz. Achte Auflage. 16°. (56), Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. 40 Bfg. (48 Heller.)

Eine eindringliche Warnung vor der Mischehe, die Stolz besonders deswegen mit dem verbotenen Baum des Paradieses vergleicht, „insofern er nicht nur die, welche sich von ihm zur Sünde reizen lassen, unglücklich macht, sondern auch ihrer Nachkommenschaft schadet, oft für alle Zeiten“. Käme doch die sehr ernste kleine Schrift in die Hand aller derer, die vor einer Mischehe stehen, Katholiken wie Protestanten! Viele würden den verhängnisvollen Schritt unterlassen. Auch für Katholiken, die schon in Mischehe leben, bietet das Büchlein manche heilsame Bemerkung.

Das Büchlein des hochw. Herrn Bischofs Dr. Paul Wilhelm von Keppeler „**Mehr Freude**“ hat bei seinem ersten Erscheinen eine geradezu begeisterte Aufnahme gefunden. Nach vier Monaten war bereits das 1. bis 17. Tausend vergriffen und soeben ist das 18. bis 24. Tausend zur Ausgabe gelangt. Das Werkchen ist nach dem einhelligen Urteil der Kritik eine Musterleistung, edeln Wein in goldener Schale darbietend, tief und geistvoll in Inhalt, unwiderlegbar in der Beweisführung, fortreißend durch seinen lebensfreudigen Optimismus, klassisch schön in der Form.

**Die Nachfolge Christi** von Thomas von Kempen. Mit dem Lebensabriss des gottseligen Thomas, praktischen und erbaulichen Uebungen

sowie mit den gewöhnlichsten Gebeten und Ablafsandachten aufs ganze Jahr versehen von Doktor Adolf Pfister. Achtzehnte Auflage, mit Titelbild. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. [Erweiterte Ausgabe Nr. 8.] 24°. (XLVIII und 502.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. Geb. Mk. 1.30 (Kr. 1.56) und höher.

Der Herausgeber dieser „Nachfolge Christi“ hat sich nicht darauf beschränkt, eine flotte Uebersetzung zu bieten, sondern war auch bestrebt, das tiefere Verständnis des goldenen Büchleins zu fördern — nicht nur mittels eines Lebensabrisses des gottseligen Verfassers, sondern vor allem durch eine große Anzahl von Zusätzen zu jedem der einzelnen Kapitel: reife, köstliche Früchte, die aber nicht etwa im Garten des Uebersetzers, sondern des gottseligen Thomas von Kempen selber gewachsen sind.

**Neues Leben.** Ein bilderreiches Uebungs- und Gebetbüchlein für Erstkommunikanten, zugleich zu wiederholter Erneuerung des geistlichen Lebens für jedermann von Friedrich Bees. 12°. (VIII und 428.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. Mk. 1.70 (Kr. 2.04); gebunden in Leinwand Mk. 2.20 (Kr. 2.64).

Dieses Büchlein dürfte gerade in gegenwärtiger Zeit einem dringenden Bedürfnis entgegenkommen. Der Verfasser führt die Erstkommunikanten nach dem Vorbild der Manresa den Weg der Reinigung, Erleuchtung und Vereinigung, hat aber die einschlägigen Betrachtungen nicht (wie Beming u. a.) bloß skizziert,

sondern der Fassungskraft der Kinder entsprechend vollständig ausgeführt, und zwar — nach großen Vorbildern: Reg. Jais, Christoph Schmid, Alban Stolz — derart verständlich, in meistens kleinen Säckchen und durchwegs anschaulich mittels vieler Gleichnisse, Erzählungen und Bilder, daß dem Seelsorger sehr viel Mühe erspart ist und die Kinder nur ganz wenig Nachhilfe notwendig haben werden. Auch der Gebets- teil enthält alles Notwendige in gleich faßlicher Weise für Messopfer, Beicht, Kommunion, Besuchungen, Kreuzweg usw.

Und nicht bloß für Erstkommunikanten eignet sich dies volkstümliche Büchlein, sondern auch für Firmlinge, alljährige Geisteserneuerung, private Exerziten, für Wiederauffrischung der in Missionen gewonnenen Eindrücke, für jede asketische Orientierung in wichtigen Lebenswendepunkten. Weitverbreitet und viel benutzt, kann es wohl bewirken, was sein Titel besagt: „Neues Leben“.

**Unsere beste Legende.** „Für das gemeine Volk und die Herrenleut“ hat Alban Stolz seine Legende geschrieben und in der Tat hat diese „Perle katholischer Hausbücher“, deren Vollendung der Verfasser selbst als eines der schönsten Ereignisse seines Lebens bezeichnete, bei hoch und niedrig Anlang und Verbreitung gefunden. „Auch Gebildete werden in der schlichten volkstümlichen Darstellung echt katholischen Glaubenslebens und seiner beseligenden Früchte in den verschiedensten Lebenslagen Interesse und Erbauung finden.“ (Kardinal Ganglbauer).

Sieben ist in der Quartansgabe (VIII und 93 Seiten) die zwölfte Auflage (Herder, Freiburg und Wien) erschienen. Bei dieser Ausgabe kommt zu den übrigen Vorzügen noch der eines herrlichen Bilder schmucks und eleganter Ausstattung. Die Bilder stammen meist von dem berühmten Maler Ludwig Seitz, dem 1908 verstorbenen Direktor der Vatikanischen Kunstgalerien, und verbinden die Anmut italienischer Gestalten mit Dürrscher Kraft. So ist durch Zusammenwirken von Text und Bild ein Familienbuch geschaffen worden, das den höchsten Anforderungen entspricht. Dazu kommt die vornehme übrige Ausstattung: große und deutliche Schrift in sauberem Druck auf starkem weißen Papier und eine reich und geschmackvoll ausgestattete Einbanddecke, die die Legende noch mehr zu einem hervorragenden Geschenk wert geeignet machen. Die Preise für die verschiedenen Ausstattungen bewegen sich von Mk. 12.— (Kr. 14.40) bis Mk. 22.— (Kr. 26.40) und dürfen als wohlfeil bezeichnet werden. Dieser Hauschat allerersten Ranges sollte in keiner christlichen Familie fehlen.

**Gedanken und Ratschläge**, gebildeten Jünglingen zur Beherzigung. Von P. Adolf von Doh S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Siebzehnte Auflage, mit Titelbild. 129. (XX und 560.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. Mk. 2.40 (Kr. 2.88); geb. in Halbfranz Mk. 3.60 (Kr. 4.32), in Vokleder mit Rotschnitt Mk. 5.40 (Kr. 6.48), in Vokleder mit Goldschnitt Mk. 6.— (Kr. 7.20).

Die 17. Auflage dieses prächtigen Buches beweist, daß es seine Anziehungskraft bei der Jugend noch

nicht verloren hat. Wohl sind in den letzten Jahren manche treffliche Bücher erschienen, welche ähnliche Zwecke verfolgen; allein für studierende gläubige Jünglinge bleiben die „Gedanken und Ratschläge“ dieses unvergesslichen Jugendfreundes das Anziehendste. Es bietet den reichsten Inhalt in schöner Form. In den 172 Erwägungen der vier Abschnitte findet ein junger Mann für die mannigfaltigsten Bedürfnisse seiner Seele passende Belehrung, Aufmunterung und Erbauung in herzlicher, edler, salbungsvoller Sprache. Möge das Buch, wie bisher, den Studierenden aller Klassen ein treuer Führer und Berater bleiben.

**Der einheimische Klerus in den Heidenländern.** Von Anton Huonder S. J. Mit 32 Abbildungen. (Missions-Bibliothek) Gr.-8<sup>o</sup>. (III und 312 Seiten und 12 Tafeln.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. Mk. 4.20 (Kr. 5.04); geb. in Leinwand Mk. 5.— (Kr. 6.—).

Vorliegende Schrift weist zunächst in überzeugendster Weise aus äußeren und inneren Gründen die eminente Wichtigkeit eines einheimischen Klerus nach, zeigt sodann in eingehender Darstellung, wie und mit welchem Erfolge die Lösung des schwierigen Problems in den verschiedenen Ländern (Spanien und Britisch-Amerika, Philippinen, Vorderindien, Japan, Hinterindien, China, Korea, Afrika, Ozeanien) verursacht und auch schon der Anfang mit einheimischen Bischöfen gemacht wurde, gibt interessante Aufschlüsse über die Art der Heranbildung eingeborener Priester in den Missionsseminaren in und außerhalb Europas und untersucht endlich in ruhiger Sachlichkeit die Gründe, weshalb diese 400jährigen Bemühungen nicht erfolgreicher gewesen sind.

Die Studie bietet somit ein bedeutungsvolles Stück katholischer Missionsgeschichte und gewährt einen ebenso interessanten wie lehrreichen Einblick in den inneren Organismus des katholischen Missionsbetriebes und in die eigentümlichen Schwierigkeiten, wie Rasse, Volkscharakter, Landesverhältnisse und die nationalen Vorurteile sie bieten. Der letzte Abschnitt des Buches gibt auch eine klare Antwort auf die so oft gestellte Frage, warum das katholische Missionswerk scheinbar so langsame Fortschritte macht, und dürfte manche falsche Anschauungen in dieser Hinsicht korrigieren. In 33 Bildern werden die verschiedenen Typen von Priestern der roten, gelben und schwarzen Rasse dem Leser vorgeführt.

Die Schrift bildet das zweite Bändchen der „Missionsbibliothek“, welche die Verlagshandlung in Verbindung mit der Redaktion der „Katholischen Missionen“ herauszugeben begonnen hat. Dieselbe wird in zwangloser Reihenfolge und gemeinverständlich Behandlung Beiträge zur Missionsgeschichte, Darstellungen einzelner Missionsgebiete, Lebensbilder bedeutender Missionäre u. ä. sowie aktuelle Fragen des katholischen Missionswesens bringen, überhaupt Thematika, die geeignet sind, das Missionsinteresse weiter Kreise zu beleben und zu vertiefen. Als erstes Bändchen sind 1908 die anregenden Aufzeichnungen des P. Florian Baude, eines wackeren Missionärs in den Reduktionen von Paraguay (Mk. 1.60, Kr. 1.92; gebunden Mk. 2.20, Kr. 2.64), erschienen.

Das Interesse für die Heidenmissionen neu zu beleben durch den Hinweis auf deren kritische Lage, war der Zweck der Rede des Fürsten Alois Löwenstein auf der letzten Katholikenversammlung. Hoffentlich ist ihm dies gelungen. Wachbleiben wird dies pflichtgemäße Interesse und die Opferwilligkeit aber nur, wenn es von Zeit zu Zeit neue Nahrung findet, wenn man auch Nachrichten über Erfolge und Mißerfolge, Leiden und Freuden der Gesundheit und Leben einsehenden Glaubensboten erhält. Und dafür ist das Abonnement auf eine Missionszeitschrift der rechte Weg. Besonders empfehlenswert sind da „Die katholischen Missionen“ (Freiburg, Herder, jährlich Mt. 5.—), die den Vorzug haben, über sämtliche Missionsgebiete der Welt zu orientieren. Auch sind sie außerordentlich vielseitig und bieten Aufsätze und interessante kürzere Mitteilungen aus den verschiedensten Wissensgebieten, z. B. Geographie, Ethnographie, Geschichte, insbesondere Kulturgeschichte, Kolonialwesen, Politik, Sozialwissenschaft, Literatur, Sprachkunde usw. sowie einen reichen und vorzüglichen Bilder Schmuck, sind also für jeden Katholiken von Interesse. Mit dem neuen Jahrgang, der soeben beginnt, hat die Zeitschrift auch noch eine vornehmere Ausstattung bekommen, so daß sie allen berechtigten Ansprüchen genügen kann.

### Für Knaben, welche Ordens- und Missionspriester werden wollen.

In unserem

## **Xaverianum in Milland bei Brigen**

werden brave und talentierte Knaben aufgenommen und zu Missionspriestern herangebildet.

==== Bedingungen der Aufnahme sind: ====

1. Selbständige Neigung und sonstige Zeichen des Berufes zum Ordens- und Missionspriesterstand.
2. Gelehriger, lebhafter, offener Charakter, energischer, standhafter, opferfreudiger Wille; sittliche Unverdorbenheit.
3. Gesundes Urteil und gutes Talent, das befähigt, leicht und ohne Anstand die ganzen Gymnasialstudien durchzumachen.
4. Gute Gesundheit und kräftiger Bau, frei von körperlichen Fehlern.
5. Alter von ungefähr zwölf Jahren. Für die erste Klasse wird ein Alter nicht unter zehn und nicht über zwölf Jahre erfordert.
6. Pensionsbeitrag nach Uebereinkommen mit den Eltern oder deren Stellvertretern.

Weitere Aufschlüsse werden bereitwilligst vom Obern des Missionshauses erteilt.

Man wende sich vertrauensvoll an die Adresse:

**P. Obere des Missionshauses in Milland bei Brigen, Tirol.**

## **Bur Bestellung**

des neuen Jahrganges und auch zu andern Zwecken haben wir unsern verehrten Lesern in Österreich zu ihrer Bequemlichkeit einen Postscheck (Erlagschein) beigelegt. \*\*\*\*\*

\*\*\*\* Abonnenten des Auslandes bestellen am besten mittels Postanweisung; man kann jedoch auch in Briefmarken jedes Landes zahlen. \*\*\*\*\*

## Zur Beachtung.

1. Solange keine ausdrückliche Abbestellung erfolgt, gilt die Annahme der Zeitschrift als Abonnementsverpflichtung.

2. Unter dem Titel Abonnementserneuerung werden wir jeden Monat auf dem Umschlag die Schleifennummern jener Abonnenten veröffentlichen, welche während der Zeit, die dort verzeichnet ist, ihr Abonnement erneuert haben. Wir bitten deshalb unsere Abonnenten, stets ihre Schleifennummern zu beachten und sich zu vergewissern, indem sie dort nachsehen, ob der Abonnementsbetrag zu uns gelangt ist.

3. Um nicht jährlich den Abonnementsbetrag einzusenden zu müssen, möchten einige Abonnenten

wissen, wie viel ein lebenslängliches Abonnement des „Stern der Neger“ kostet. Zu diesem Zwecke wurde die Summe von 50 Kronen oder 50 Mark bestimmt.

4. Wer mindestens 20 Kronen einsetzt, kann als Taufpate eines Negerkinds fungieren und ihm den Namen, den er will, beilegen.

5. Wer unser Missionswerk in vorzüglicher Weise unterstützen will, der suche zehn Abnehmer des „Stern der Neger“ zu gewinnen; er erhält sodann, wenn er alle unter einer Adresse bezieht, das erste Exemplar umsonst.

6. In hervorragender Weise kann unserem Missionswerk auch gedient werden durch Zusendung von Messstipendien.

## Unsere liebe Frau von Lourdes.

Herausgegeben von **Heinrich Cafferre**. Frei aus dem Französischen übersetzt von M. Hoffmann. Neunte, verbesserte Auflage. Mit einem Titelbild. 12°. (XVI u. 482.) Freiburg und Wien 1909, Herder'sche Verlagshandlung. Mk. 3.— (Kr. 3.60); geb. in Leinwand Mk. 4.— (Kr. 4.80).

Der Verfasser beschränkte sich nicht auf die Benutzung amtlicher Dokumente, Privatbriefe und sonstiger schriftlicher Zeugnisse, sondern wollte alles selbst in Augenschein nehmen, alles persönlich prüfen und das Vergangene mit Hilfe der Erinnerung anderer, die Augenzeugen der Begebenheiten gewesen, aufs neue an seinem Geiste vorüberziehen lassen. Er machte zu diesem Zwecke weite Reisen zu den Hauptpersonen oder Hauptzeugen der Ereignisse. Schritt für Schritt verfolgt sein Buch vom ersten Anfang an die Geschehnisse: Lourdes und die frühe Kindheit der begnadeten Bernadette Soubirous, die Erscheinungen und das Entstehen der Quelle, das Verhalten der weltlichen und geistlichen Behörden, des Volkes, der Presse, die Kämpfe gegen die Wirklichkeit der Erscheinungen, die wunderbaren Heilungen, insbesondere auch die des Verfassers, und deren Anzweiflungen, die Ausschmückung und Einweihung der Grotte, das spätere Leben Bernadettes u. a. Bei der gediegenen Ausstattung darf der Preis als wohlfeil bezeichnet werden.

**G**ebrauchte Briefmarken sammeln wir in allen Quantitäten und werden solche mit herzlichem „Vergelt's Gott!“ von der Verwaltung des Missionshauses in Milland bei Brixen entgegengenommen.

Für Abonnenten aus allen Studentenkreisen wird eine außerordentliche Preisermäßigung gewährt.